

2020 ♦ 75 JAHRE KRIEGSENDE IN VILSHOFEN UND UMGEBUNG



VILSHOFENER
JAHRBÜCHER



SONDERBAND 15

2020 ◆ 75 JAHRE KRIEGSENDE
IN VILSHOFEN UND UMGEBUNG

VILSHOFENER
JAHRBÜCHER



SONDERBAND 15

Herausgegeben vom
Kultur- und Geschichtsverein Vilshofen

Redaktion:
Toni Keil

**Gefördert durch die
Ernst-Pietsch-Stiftung
Deggendorf**

Impressum:

Selbstverlag des Kultur- und Geschichtsvereins Vilshofen
(www.kgv-vilshofen.de)

Gesamtherstellung: Rückert-Druck, Vilshofen
Vilshofen 2019

© bei den Autoren

Redaktion: Toni Keil

Die wissenschaftliche und juristische Verantwortung für den Inhalt der einzelnen Beiträge
liegt ausschließlich bei den Autoren.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhaltsverzeichnis

Grußwort des Bürgermeisters	5
Vorwort	6
Bevor die Amerikaner nach Vilshofen kamen	7
Der amerikanische Vorstoß in Ostbayern	8
Vom totalen Krieg zur totalen Niederlage	10
Die Eisenbahnbrücke ist verschwunden!	13
Fliegeralarm	15
Jetzt ist es sicher: „Die Amis kommen!“	18
Am heißen Draht zwischen SS und Amerikanern	21
Das Krankenhaus war in Gefahr	24
Erst der dritte Versuch zerstörte die Brücke	26
Mit der Zille zu den Amis	30
Zwei Gewehrläufe hinterm Hühnerhaus	32
Beim Einmarsch der Amis verjagt die Bevölkerung „ihre Verteidiger“	34
Volkssturm rettete Eisenbahnbrücke über den Laufenbach	38
Lebensbilder aus Schweiklberg - Zum Ende des Krieges	41
Feige Morde an russischen Gefangenen bei Zeitlarn	45
Das Kriegsende in Vilshofen	51
Am 1. Mai 1945 war der Krieg in Vilshofen zu Ende	52
„Dann krachte es plötzlich, als ob jemand schießt“	57
Berichte der Vilshofener Seelsorger nach Kriegsende	59
Kriegsende in Sandbach	65
OMGUS, die amerikanische Militärverwaltung in Vilshofen	67
Das Kriegsende zwischen Wolfach und Vils	71
Pfarrers Tagebuch beleuchtet Ortenburger Zeitgeschichte	72
Verhinderte Brückensperre rettete Ortenburg	77
Schreinermeister Josef Knödl übergibt Aldersbach an die Amerikaner	79
Josef Knödl – denunziert, couragiert, ehrenamtlich aktiv	82
Kindheitserinnerungen an das Kriegsende 1945 in Aidenbach	84

Schicksale und Erinnerungen	87
Sorgen und Angst an der „Heimatfront“	88
Lebensmittelkarten und Hamstern	91
Auf einem offenen Milchauto begann der Exodus	93
Im Flüchtlingslager am Taferlsee	97
Ein Schulbus in den Wirren vor und nach dem Kriegsende 1945	100
Mit der Kapitulation zum King von Vilshofen	104
Ein Schock: der erste schwarze Amerikaner	107
Den Amerikanern verdankt er sein Leben	109
Abkürzungen, Autorenverzeichnis und Abbildungsnachweis	111

Grußwort des Bürgermeisters

In der deutschen Geschichte gibt es keine tiefere Zäsur als das Kriegsende am 8. Mai 1945, dessen 75. Wiederkehr wir mit diesem Sonderband zu den bekannten Vilshofener Jahrbüchern des Kultur- und Geschichtsvereins Vilshofen in würdiger Form gedenken.

Ich bin stolz und dankbar, dass wir mit der überarbeiteten und erweiterten Wiederauflage des Sonderbandes aus dem Jahr 1995 einen ganz konkreten und bereichernden Blick auf das Kriegsende in Vilshofen an der Donau erhalten.

Mit authentischen Berichten aus dieser Zeit, für die unter anderem auch Zeitzeugen befragt wurden, werden die Ereignisse aus dem Jahr 1945 in Erinnerung gerufen und für die Nachwelt auf Dauer gesichert. Ohne die persönlichen Schilderungen von Zeitzeugen und das schriftliche Festhalten des Erlebten würden die Geschehnisse hier in Vilshofen für immer und unwiederbringlich in Vergessenheit geraten. Daher bin ich allen Autoren, die an der Erstellung des Sonderbandes von 1995 und der Wiederauflage von 2020 beteiligt waren, für ihre Arbeit von Herzen dankbar. Sie tragen dazu bei, ein besonderes Kapitel unserer Geschichte für die nächsten Generationen zu bewahren. Eine Geschichte, die uns allen immer wieder das große Leid vor Augen führt, welches der Krieg für die Menschen in unserer Heimat bedeutete und warum es wert ist, dass sich jeder einzelne für den Erhalt von Frieden und Freiheit



einsetzt. Eine Mahnung, die 75 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkriegs immer noch aktuell ist oder vielleicht sogar aktueller als je zuvor.

Ihr Bürgermeister

A handwritten signature in black ink, which appears to be 'Florian Gams'. The signature is stylized and written in a cursive-like font.

Florian Gams

Vorwort

DIE VERGANGENHEIT IST NICHT TOT; SIE IST NICHT EINMAL VERGANGEN.

William Faulkner

1996 veröffentlichte der Kultur- und Geschichtsverein Vilshofen einen Sonderband zum 50. Jahrestag des Kriegsendes im Vilshofener Land. „50 Jahre Kriegsende – Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land“ betitelten die damaligen Herausgeber ihre Publikation. Sie mahnten im Vorwort an, dass das Terrorregime der Nationalsozialisten nie in Vergessenheit geraten dürfe: „... *denn nur aus unserer Vergangenheit können wir für eine friedvolle Zukunft lernen.*“ Zunehmender Nationalismus sowie die Präsenz rechtspopulistischer und rechtsextremer Parteien in Parlamenten europäischer Länder wie auch gesellschaftliche Entwicklungen lassen diese Worte noch wichtiger als vor 25 Jahren erscheinen. Es ist von großer Bedeutung, dass wir uns erinnern, damit sich Geschichte nicht wiederholt.

Am 1. Mai 2020 jährt sich in Vilshofen das Ende des Zweiten Weltkrieges zum 75. Mal.

Aus diesem Anlass gibt der KGV eine überarbeitete und erweiterte Neufassung des oben erwähnten Sonderbands heraus.

Der akribischen Arbeit des ehemaligen Stadtarchivars Peter Kugler (†), dem journalistischen Gespür des ehemaligen VA-Redakteurs Ronald Ziegler, aber auch vielen anderen Geschichtsinteressierten verdanken wir Zeitdokumente, welche das Geschehen zum Ende des Krieges in unserer Region belegen.

Den Autoren der bereits in Zeitungen, Pfarrbriefen, Gemeindeblättern oder im oben erwähnten Sonderband veröffentlichten Beiträge wird dafür gedankt, dass sie dem neuerlichen Abdruck ohne Ausnahme zustimmten.

Besonders bedanke ich mich bei Kreisheimatpfleger Rudolf Drasch für seine umfangreiche Unterstützung.

Toni Keil

BEVOR DIE AMERIKANER NACH VILSHOFEN KAMEN



Truppenbewegungen zum Kriegsende 1945 im südlichen Niederbayern („Pfeiltrichter“: Bewegungen der US-Truppen, „Linien“: Rückzug der dt. Truppen)

Innerhalb weniger Tage rückte das XX. US Armee Korps Ende April 1945 in Ostbayern von Regensburg kommend im südlichen Niederbayern Richtung Österreich vor. Die amerikanischen Soldaten nahmen am 28. April Straubing und am 30. April Osterhofen ein. Beteiligt waren lt. obiger Karte die 13. Panzer- und verschiedene Infanterie-Divisionen. Die Amerikaner stießen dabei auf relativ wenig Widerstand und konnten so ihren Vormarsch zügig fortsetzen. In den letzten Tagen des Monats April erreichten sie das Vilstal und damit die Gegend um Vilshofen.

Vor dem Eintreffen der Amerikaner war die Bevölkerung großen Ängsten und Zweifeln über das weitere

Geschehen ausgesetzt. Die meisten Menschen stellten sich die Frage, ob ein weiterer Widerstand gegen die anrückenden Truppen der Amerikaner ihre Heimat nicht in das absolute Verderben treiben würde. Einzelne versuchten durch mutiges Handeln gegen sinnlose Befehle unverbesserlicher NS-Ideologen Schlimmeres zu verhindern und hatten damit auch teilweise Erfolg.

Quelle:

PNP-Heimatglocken 1995, Nr. 4, S. 3: Vor 50 Jahren: Das Kriegsende in Ostbayern. Historische Daten aus den letzten Tagen des 2. Weltkrieges.

Der amerikanische Vorstoß in Ostbayern

von Herbert W. Wurster

Befassen wir uns nun mit dem Gang der militärischen Auseinandersetzung in unserem Raum. Unerbittlich wurden 1945 die deutschen Streitkräfte zurückgedrängt und aufgerieben. Der Vorstoß der Roten Armee und die drohende Besetzung durch die Sowjets riefen größte Ängste hervor und lösten enorme Bevölkerungsverschiebungen nach Westen aus. Militärisch war das nationalsozialistische Regime verloren. Die operative Planung der amerikanischen Truppen beabsichtigte einen Stoß nach Osten, vom Rhein durch den bayerisch-sächsisch-thüringischen Raum an die Elbe, um dort die Verbindung mit den Sowjets herzustellen. Damit hätten die Westalliierten das Reichsgebiet von West nach Ost erobert und besetzt.

General Dwight D. Eisenhower jedoch änderte in den letzten Tagen des März bzw. in den ersten Tagen des April 1945 seinen Schwerpunkt: Es ging ihm nicht mehr zuerst um einen weiten Vorstoß nach Osten, nach Berlin, sondern er wollte nun zunächst verhindern, dass größere deutsche Verbände in die „Alpenfestung“ entkommen konnten. Die „Alpenfestung“ war der letzte Propaganda-Posten des Regimes, sie wurde von den Alliierten jedoch zu Recht als Rückzugs-Bollwerk mit ziemlich gefährlichem Potential eingeschätzt. Gelang es der deutschen Führung mit größeren Truppenkontingenten dorthin zu flüchten, dann drohte ein langwieriger Gebirgskrieg, in dem die alliierten Streitkräfte ihre Trümpfe, nämlich Panzer, Artillerie und Luftwaffe, nur bedingt zur Geltung hätten bringen können.

Daher war es das operative Ziel der amerikanischen Truppen, die in Böhmen und weiter ostwärts stehenden Verbände der Wehrmacht und der SS mit ihrer teils noch recht

hohen Kampfkraft am Rückzug in die Alpen zu hindern. Dazu sollte nach dem raschen Vorstoß der 3. US-Armee an die Elbe der so entstandene südliche deutsche Verteidigungsraum in eine westliche und eine östliche Hälfte aufgeteilt werden. Die Angriffsachse der südlich an die 3. US-Armee anschließenden 7. US-Armee wurde daher entsprechend den Bewegungen der 3. US-Armee ebenfalls aus der West-Ost-Achse nach Süden abgedreht und zielte über Stuttgart-Würzburg auf die mittlere Donaulinie bei Ulm-Ingolstadt. Der Vorstoß der 3. US-Armee auf die Elbe war nördlich von Bayern angelegt; im Verlauf der Operation erhielt sie aus dem sächsisch-thüringischen Raum heraus den Auftrag, nach Süden einzudrehen und in Richtung auf die Alpen vorzustoßen. Ihre Angriffsachse lief über Bayreuth und Nürnberg, um die Donau bei Regensburg zu gewinnen.

Dem Vormarsch der Amerikaner hatte die Wehrmacht praktisch nichts mehr entgegenzusetzen: Die amerikanische Luftwaffe hatte die Lufthoheit; amerikanische Bomber wie Jäger waren für kleinste militärische Aufträge verfügbar und störten jederzeit und überall. Vor allem die Tiefflieger verunsicherten die Bevölkerung, selbst Kinder auf dem Schulweg waren vor Beschuss nicht sicher. Das amerikanische Heer war der Wehrmacht materiell und personell haushoch überlegen. Panzer und Artillerie zerschlugen die deutsche Verteidigung, die im Wesentlichen nur mehr von infanteristischen Kräften getragen wurde, gelegentlich verstärkt durch wenig Artillerie. Gerade in den letzten Kriegstagen zögerten die Amerikaner nicht, Luftwaffe, Artillerie und Panzer massiv einzusetzen, um

auch nur die geringsten Spuren deutschen Widerstands auszulöschen. Das Leben der eigenen Soldaten sollte gerade jetzt so wenig wie möglich gefährdet werden. Deswegen sind selbst in den letzten Kriegstagen beim Vormarsch in Ostbayern noch eine Reihe von Ortschaften schwer beschädigt oder verwüstet worden; durch den Einsatz von Panzer und Artillerie vermieden die amerikanischen Truppen den ausgesprochen verlustreichen infanteristischen Häuserkampf.

Am 24.04.1945 erreichten die amerikanischen Truppen im Bayerischen Wald das Gebiet der Diözese Passau. Nach mehrstündigem schwerem Kampf wurde Regen genommen. Am nächsten Tag stießen die US-Truppen weiter vor auf der Ostmarkstraße bis nördlich von Röhrnbach-Fürsteneck. Neben schwachen örtlichen Kräften des Volkssturm, der HJ und gelegentlicher Wehrmacht war vor allem die SS eingesetzt, hauptsächlich die am 24. April von St. Pölten hierher angesetzte 2. SS-Panzerdivision „Das Reich“. Dort wo sich Verteidigung zeigte, griffen die Amerikaner mit Macht an; entsprechende Schäden waren die Folge. Aus der Hauptangriffsachse heraus wurden auch Orte nordostwärts der Ostmarkstraße genommen, so etwa Klingensbrunn, St. Oswald und Grafenau oder auch Kreuzberg. An diesen Orten waren die kriegerischen Geschehnisse meist nicht so zerstörerisch.

Ab dem 26. April griffen die im Bayerischen Wald eingesetzten amerikanischen Truppen auf der Linie von Tittling bis Waldkirchen gegen die zäh verteidigende SS an; von Tittling aus begann der Beschuss Passaus mit schwerer Artillerie. Als am 29. April Passauer Volkssturmeinheiten, vorwiegend HJ, die im Tittlinger Raum in der Verteidigung eingesetzte 2. SS-Panzerdivision ablösten, wurden sie sofort zurückgeschlagen und gingen nach Passau zurück. So konnten die amerikanischen Truppen auf Passau

vorstoßen. Ostwärts von Waldkirchen konnten die amerikanischen Truppen schon ab 26. April weiter vorstoßen und ab 30. April erreichten sie das nördliche Donauufer und die deutsch-österreichische Grenze.

Ein weiterer Stoß der amerikanischen Truppen nördlich der Donau war ab 27. April möglich geworden; an diesem Tag hatte nämlich die 26. US Inf.Div. Deggendorf genommen. Ab 28. April drangen die amerikanischen Kräfte an der Donau entlang vor und nahmen in den folgenden Tagen die Orte am Strom und in den Vorbergen. Am 1. Mai standen auch diese US-Kräfte vor Passau, nämlich in Schalding links der Donau.

Zentrum der deutschen Verteidigung war Passau. Über Passau lief noch die Verbindung mit den starken deutschen Kräften in Böhmen, dieser Zusammenhang sollte unbedingt gehalten werden. Passau liegt aber am rechten Donauufer, und hier vollzog sich die Entwicklung erheblich langsamer und anders als im Bayerischen Wald. Diese Entwicklung südlich der Donau gilt es nun zu betrachten.

Südlich der Donau standen die Amerikaner am 29. April erst bei Plattling. Gegen den unzureichenden Widerstand der 467. Division wie der 36. Volksgrenadier-Division, eigentlich nur mehr Reste von Divisionen, überschritten die Amerikaner am 30. April die Isar und erreichten noch am gleichen Tag die mittlere Vils. Da sie kaum Widerstand begegneten, ging der Vormarsch zügig voran: Am 1. Mai drangen die amerikanischen Truppen weiter nach Süden vor, besetzten das gesamte Rottal und standen vor Neuötting, Markt, Simbach und Sulzbach. Genommen wurde an diesem Tag schließlich noch Vilshofen.

Quelle:

Wurster, Herbert, Dr., Das Kriegsende und die ersten Nachkriegsmonate in der Pfarrei Sandbach, Vortrag in der Pfarrei Sandbach am 20.04.1995

Vom totalen Krieg zur totalen Niederlage

von Klaus Rose

Bereits vor dem berühmten Ausruf von Joseph Goebbels am 27. Juli 1944 im Berliner Sportpalast „Wollt Ihr den totalen Krieg?“ spürten die Leser des „Vilshofener Anzeiger“ die Zeitenwende. Schon am 30. Januar 1943, dem 10. Jahrestag der Machtergreifung, schrieb der Redakteur: *„Der totale Krieg war nie fühlbarer als in diesen Tagen, da ein weltgeschichtliches Ringen an der Ostfront ausgetragen wird. Jeder muss wissen, daß dieser Entscheidungskampf um den Bestand der deutschen Nation geführt wird.“*

Auch einen Monat später, am 28. Februar 1943, gab es laut Lokalzeitung bei einer NSDAP-Großkundgebung im Vilshofener Konzertsaal das „Bekenntnis zum totalen Krieg“. Da hatte man inzwischen auch in Vilshofen mitbekommen, dass es ein Desaster rund um Stalingrad gegeben hatte. Am 12. Februar 1943 hatte nämlich der „Vilshofener Anzeiger“ die „Bitte an alle Angehörigen unserer Stalingradkämpfer“ gerichtet, von Anfragen bei Dienststellen der Wehrmacht und der Partei noch so lange abzusehen, bis man Genaueres wisse. Genaueres wussten längst viele Familien, deren Söhne schon gefallen waren. Das Kriegerdenkmal der Stadt Vilshofen weist weit über zweihundert Namen auf, und viele in Albersdorf, Alkofen, Aunkirchen, Sandbach und Zeitlarn kommen hinzu. Nicht selten traf es eine einzige Familie dreifach (Well, Söhne des späteren Bürgermeisters Georg Well, 1952-1965) oder gar fünffach (Voggenreiter). Zehn Jahre und mit größter Energie hatten die Vertreter der nationalsozialistischen Ideologie auf die Bevölkerung Vilshofens eingewirkt, sich ganz der deutschen



Gedenkplatte Voggenreiter am Vilshofener Kriegerdenkmal (Foto: T. Keil)

Nation zu widmen. Nicht zuletzt wegen des „Schandfriedens von Versailles“, des Bolschewismus und des Judentums glaubten die Nationalsozialisten, das deutsche Volk retten zu müssen. Jeder Einzelne gehörte zu diesem Volk und musste diesem alles zurückgeben – ausgeschlossen „die Deutschen mosaischen Glaubens“ und andere „Unwerte“. So war der Jahresablauf voller Termine der „Hingabe“, vom Reichsarbeitsdienst über die Wehrmacht und die Landesschützen bis hin zu den paramilitärischen Einheiten des NSKK (Kraftfahrkorps), der SA (Sturmabteilung, besonders mit Veteranen des 1. Weltkriegs), der SS (Schutzstaffel), der NS-Frauenschaft, der Hitlerjugend, des BDM (Bund Deutscher Mädchen) und schließlich, seit Oktober 1944, des Volkssturms.

Am 25. Oktober 1944 stand erstmals im „Vilshofener Anzeiger“: „Achtung - Tiefflieger kommen!“ Weiter hieß



„Volk an's Gewehr“ - Kundgebung im Konzertsaal (Quelle: StAV, VA 21. Oktober 1944)

es, sie „terrorisieren die deutsche Zivilbevölkerung“. Der Propagandist der Lokalzeitung titelte am 31. Oktober 1944: „Der heilige Volkskrieg“. Zu Beginn des Monats Oktober 1944 hatte die Lokalzeitung anlässlich des Erntetags und in Anwesenheit zahlreicher NS-Größen die Überschrift gesetzt: „Der große Hof Deutschland darf nicht untergehen“.

Längst hatten in Vilshofen Luftschutzbunker und Behelfsheime gebaut werden müssen, wobei für letztere „Kreisbeauftragter für das Wohnungshilfswerk Pg. Voran“ und „Ortsbauernführer Pg. Cruchten“ zuständig waren [Pg. = Parteigenosse, d. Hrsg.]. Kriegerisches Vokabular tauchte überall auf, bei der Haussammlung Kriegshilfswerk des Deutschen Roten Kreuzes („Der Feldzug der Heimat“, VA 07. Juli 1944) ebenso wie beim alljährlichen Aufruf „Bekämpft den Kartoffelkäfer“. Die Menschen, sofern sie nicht sowieso an der Front waren, konnten kaum mehr Luft holen.

Schweiklberg – vom Missionskloster zur NS-Trutzburg

Mehreren Benediktinermönchen sei Dank, dass es verlässliche Aufzeichnungen über die Kriegsjahre im Kloster Schweiklberg gibt. Zusammengefasst gilt die Aussage, dass die NS-Maschinerie die gewaltige Klosteranlage vielfach zu nutzen wusste. Schon im Oktober 1940 waren etwa

sechshundert Umsiedler aus Bessarabien dort eingetroffen. Seit 1814 hatten nämlich Deutsche in der Gegend zwischen den Flüssen Pruth und Dnjestr gesiedelt. 1940 wurden rund 93.000 Bessarabiendeutsche gezählt. Durch die Hitler-Stalin-Politik wurden die Siedler wieder „heim ins Reich“ geholt. Einer der bekanntesten Nachfahren der Umsiedler ist der ehemalige Bundespräsident Horst Köhler.

Am 2. April 1941 beschlagnahmte das Gestapo-Kommando Regensburg das gesamte Kloster. Das Gotteshaus wurde bald als Magazin verwendet, während das Exerzitienhaus (später Beda-Haus) am 6. Februar 1942 die Umwandlung in ein Lazarett erfuhr. Etwa gleichzeitig richtete sich in einem anderen Gebäude die „Reichsschule für Volksdeutsche“ ein, die sich um rund hundert junge Burschen aus Südtirol kümmerte. Sie sollten zu guten Deutschen erzogen und dann der SS zugeführt werden. Ab August 1943 kam auch noch das „Reichskommissariat für die Festigung des deutschen Volkstums“ von Berlin hierher. Es stand unter dem Kommando des SS-Obergruppenführers und Generalleutnants der Polizei Ulrich Greifelt, dessen Vertreter der General der Waffen-SS Creutz war. Am 10. April 1945 siedelte sich zusätzlich die Abteilung des Chefs der Heeresausrüstung mit Generalmajor Vollrath von Hellermann an. Die nächsten Tage kam auch noch eine neue „Divisionsgruppe“ unter Generalmajor Erich von Hassenstein zum Kloster, um von hier aus die Donaulinie zu verteidigen. Als zusätzlich am 24. April 1945 Gauleiter Ludwig Ruckdeschel aus Bayreuth in Schweiklberg aufkreuzte und das Kloster zur Festung erklärte, schienen die Tage der gerade vierzig Jahre alt gewordenen Gebäude gezählt zu sein. Doch General von Hellermann blockte ab und brachte am 28. April 1945 die Rotkreuzfahne über dem Lazarett an, während noch am Tag darauf fanatische „Volksstürmer“ die Donaubrücke sprengten. Schweiklberg blieb heil und erholte sich bald von den wüst hausenden deutschen Besatzern.

Kriegsgefangene in Vilshofen

Gleich nach dem Polenfeldzug schwoll die Zahl der Kriegsgefangenen an. Sie waren besonders auf den von Männern verwaisten Bauernhöfen als Helfer gefragt. Alles musste organisiert und überwacht sein. Zahlen und Namen für Vilshofen sind zwar nicht bekannt. Doch das Kriegsgefangenenstammlager in Moosburg (Stalag VII A) verteilte Zehntausende von Gefangenen. In der Donaustadt bekannt wurden erst die französischen Kriegsgefangenen. Sie waren ab 16. Juni 1942 durch Lohnlisten festgehalten, die von der Stadtverwaltung nach Moosburg geschickt wurden. Dadurch weiß man, dass etwa ein Dutzend Vilshofener für ihren Betrieb oder ihr Handwerk namentlich bekannte Kriegsgefangene abrechnen konnten. Ein Betrieb war auch das Gasthaus „Linda“, das als Herberge diente. Auch im Elektrizitätswerk der Stadt arbeiteten Franzosen. Diese sowie einige Polen schafften es zu „guten Beziehungen“ zu Einheimischen, obwohl dies strengstens untersagt war. Für die Bewachung der Kriegsgefangenen war das Landeschützenbataillon 441 im Landkreis Vilshofen zuständig, dessen Kommando in der Donaustadt lag. Als Zeitzeuge erinnert sich Erwin Legel (Jahrgang 1931) vom Wittelsbacherring an die zwei Holzbaracken nahe dem heutigen REWE-Markt, in denen Gefangene untergebracht waren. Russische Kriegsgefangene gab es in Vilshofen allerdings nicht. Obwohl schon ab August 1941 rund 150.000 Rotarmisten in Gefangenschaft gerieten und von ihnen 40.000 bis Ende Juli 1942 in verschiedenen KZs umgebracht wurden, befanden sich laut Schreiben der „Arolsen International Center Archives“ vom 10. Dezember 2019 keine Russen in Vilshofen, dafür aber durchaus in Passau und Umgebung. Deren schlimmes Schicksal zu Kriegsende wurde mehrmals veröffentlicht.

Wie eine umfangreichere Studie bestätigen könnte, befand sich die kleine Donaustadt Vilshofen von 1933 bis 1945 fest im Würgegriff des Nationalsozialismus. Partei, Wehrmacht und paramilitärische Truppen beherrschten das Stadtgeschehen. Das bis 31. Mai 1941 existierende „Vilshofener Tagblatt“ und noch mehr der seit 1931 bestehende „Vilshofener Anzeiger – Donauzeitung“ trugen mit begeisterter Propaganda zur „Einheit von Volk und Führer“ bei. Dazu zählten auch die Gräueltaten gegen jüdische Geschäftsleute und die deutlichen Benachteiligungen im Staats- und Stadtdienst. In den Gasthäusern der Stadt tummelte sich das Parteivolk, in den Straßen das jubelnde Soldaten- und Zuschauervolk. Dass junge Burschen und Mädchen in der Hitlerjugend oder im Bund Deutscher Mädchen begeistert „Krieg spielten“, ist das eine. Dass aber Erwachsene und Wissende nach der „Befreiung“ ab 8. Mai 1945 alles vergessen hatten oder zumindest wollten, ist das andere. Allein schon das Wort „Befreiung vom Nationalsozialismus“ drang lange nicht in die Gehirne oder gar Herzen.

Es musste 1985 erst Bundespräsident Richard von Weizsäcker kommen, um 40 Jahre nach Kriegsende vom 8. Mai 1945 als „Tag der Befreiung“ zu sprechen. Gewiss, man konnte bei den Sowjets auch geteilter Meinung sein, denn sie stülpten ein anderes Unrechtsregime über die Menschen. Dass aber viele Deutsche, organisiert auch in neuen Parteien, anti-amerikanisch auftraten oder lange brauchten, bis sie ihre „Sehnsucht nach alter Größe“ vergaßen, gehört zu den Geheimnissen manchen Seelenlebens. Sogar zwei Bürgermeister der Nazi-Zeit, Anton Willeitner in Vilshofen und Johann Giermeier in Alkofen, gelangten in der demokratischen Zeit erneut auf den Amtssessel. Man darf in 25 Jahren auf die erneute Bewertung „100 Jahre Kriegsende“ gespannt sein.

Die Eisenbahnbrücke ist verschwunden!

von Peter Kugler (†)

Um den Feind zu täuschen, hat das Reichsluftfahrtministerium eine Luftaufnahme von Vilshofen aus den 30er Jahren zensiert, die „kriegswichtige“ Eisenbahnlinie und die Eisenbahnbrücke mit ihren markanten Bögen einfach wegretuschiert und schließlich die gesamte Aufnahme gar noch beschnitten.

Bis 1945 mussten die Verlage ihre Ansichtskarten, meist „Original Fliegeraufnahmen“, dem Reichsluftfahrtministerium zur Genehmigung vorlegen, wenn sie nachdrucken wollten. Doch dabei fielen Brücken auf diesen Aufnahmen oft der Zensur zum Opfer. Dem Feind sollte es nicht zu leicht gemacht werden, militärisch wichtige Verbindungen auf öffentlich zugänglichem Bildmaterial zu entdecken.



Zensiertes Foto, bei dem nur der rechte Ausschnitt zum Druck freigegeben wurde. (Foto StAV, Nr. 4073)



Wenig später beschnitt man die Bilder, um dem Feind überhaupt keine wichtigen Angriffsziele mehr zu zeigen. Auf solchen Aufnahmen wurden im Ministerium diese Teile durchgekreuzt und die Ansichtskarte mit dem Stempel „Im Ausschnitt freigegeben“ versehen. So wurde für Aufnahmen der Benediktinerabtei Schweiklberg keine Druckgenehmigung erteilt – vermutlich deswegen, weil sich hier im Krieg ein Soldatenlazarett, später noch eine Dienststelle des Reichssicherheitshauptamtes der SS befanden.

Auf der Ansichtskarte war vor gut 75 Jahren die Eisenbahnbrücke über die Vils einfach „verschwunden“. Über die Donau führte eine Bogenbrücke statt der in den letzten Kriegstagen gesprengten Kastenbrücke. (Foto: StAV, Nr. 4135)

Die Manipulation mit der wegretuschierten Eisenbahnbrücke konnte sicherlich schon damals nur den oberflächlichen Betrachter täuschen. Für einen Laien und erst recht für einen Luftbildauswerter ist deutlich erkennbar, dass im rechten oberen Eck der Ansichtskarte eine Bahnlinie verläuft. Verdächtig mussten auch die offenen Güterwagen unten links erscheinen, die ganz akkurat parallel – eben wie auf Gleisen – in zwei Reihen nebeneinander stehen. Für einen Auswerter wäre dies ein deutlicher Hinweis auf eine Verladestation oder einen Bahnhof gewesen.

Völlig grotesk wird die Arbeit des Retuscheurs, wenn man einen Blick auf die Donaubrücke wirft: die damals bestehende Brücke mit dem geraden kastenförmigen Aufbau über der Fahrbahn wurde völlig entfernt und durch einen weit geschwungenen Brückenbogen ersetzt. Der Zeichner vergaß dabei nicht einmal die Spiegelung „seiner“ Brücke im Wasser. Doch auch hier musste dem geschulten Betrachter die dilettantische Ausführung ins Auge springen. Zu einem unbekanntem Zeitpunkt muss das jemand aufgefallen sein, denn in den Handel kam eine stark gestutzte Ansichtskarte, auf der weder die Eisenbahnlinie über die Vils noch die Donau-Straßenbrücke zu sehen sind. Es fehlt natürlich auch das ganze Bahnhofsgelände und sogar die Bahnlinie am rechten oberen Bildrand.

Trotzdem – und das führt das Ansinnen der Nazi-Machthaber völlig ad absurdum – wurden weiterhin auch „verbotene“ Bildkarten benutzt. Die Reichspost beförderte noch mitten im Krieg Ansichtskarten aus Vilshofen, auf der ohne jegliche Retuschen alles zu sehen war:

die Straßenbrücke über die Donau, die Eisenbahnbrücke über die Vils und die Bahnlinie.

Diese Ansichtskarten waren ebenfalls vom Reichsflugministerium freigegeben worden, doch wahrscheinlich noch vor Kriegsbeginn. Vermutlich wollten die Vilshofener Händler auch ihre alten Bestände an Ansichtskarten an den Mann bringen, so dass diese unzensurierten Karten ebenfalls noch verschickt wurden.

Übrigens – keine der Brücken in Vilshofen wurde je von alliierten Bombern angegriffen. Es waren gehorsame Soldaten auf deutscher Seite, die die Donaubrücke am 29. April 1945 in die Luft jagten.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996



Während auf vorherigem Foto die Donaubrücke als Bogenbrücke dargestellt wurde, ist auf einer anderen Ansichtskarte - Fliegeraufnahme von Windorf - in Vilshofen gar keine Brücke über die Donau mehr zu sehen. (Foto: Sammlung W. Voggenreiter)

Fliegeralarm

von Franz Habermann

Obwohl ich im Frühjahr 1945 gerade erst fünf Jahre alt geworden war, erinnere ich mich ziemlich genau an einige Ereignisse in diesen letzten Kriegswochen.

Wir wohnten zusammen mit zwei anderen Familien – der Familie des Hausbesitzers Härtl und der Familie Poschenrieder – im Haus Nummer 28 am Stadtplatz in Vilshofen, der damals selbstverständlich „Adolf-Hitler-Platz“ hieß. Vom Wohnzimmer im zweiten Stock sah und hörte ich immer wieder einmal einen Spielmannszug der Hitlerjugend vorbeimarschieren. Mit ihrem geordneten Tritt und der fröhlichen Flötenmusik sollten die Buben wohl auch in diesen Tagen, in denen zwar nicht Vilshofen und Niederbayern, aber doch weite Teile Deutschlands in Trümmern lagen, noch eine in-

takte Welt vorgaukeln. Am meisten von den marschierenden Musikanten hatten es mir die Trommler angetan, und ich weiß noch genau, wie in mir der sehnliche Wunsch aufstieg, auch eine so schöne, herrlichen Krach produzierende Trommel zu besitzen. Das Mitmarschieren war mir weniger wichtig.

Einen Lärm anderer Art, allerdings weniger harmlos und in völligem Gegensatz zur heilen Welt des Spielmannszuges stehend, vernahm ich damals ebenfalls des Öfteren: Fliegeralarm! Genau erinnere ich mich an das schaurige Heulen der Sirenen - auf, ab, auf, ab ... - wenn feindliche Bomberverbände im Anflug waren. Meine Mutter packte dann jedes Mal hastig ein auf dem Gang bereitstehendes Kofferchen mit dem Notwendigsten und



Im Kellerraum von Stadtplatz Nr. 28 suchte die Hausgemeinschaft Schutz bei Fliegeralarm. Von links: Hilde Poschenrieder, Frau Poschenrieder, Lotte Härtl, Herr Poschenrieder, Frau Härtl, Renate Härtl, Franz Habermann (Autor) und ein unbek. Besucher (Foto: Sammlung F. Habermann)



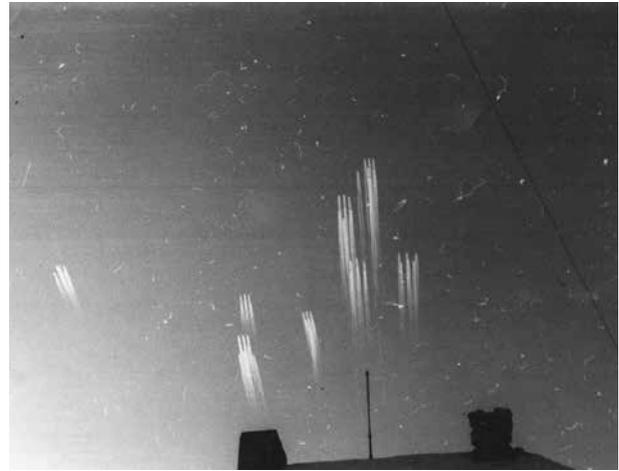
Mit diesem Hinweis wurden die Einwohner den entsprechenden Luftschutzräumen zugeordnet. (Foto: Sammlung F. Habermann)

natürlich mich und im Laufschrift eilten wir vom zweiten Stock die Treppen hinunter in den Keller unseres Hauses, wo ein kleiner, kahler Raum mit Sitzgelegenheiten und einem Fenster nach oben zum Stadtplatz hin als Luftschutzkeller diente. Ob er wohl im Ernstfall Schutz geboten hätte? In diesem Raum warteten wir zusammen mit den anderen Hausbewohnern auf die Entwarnung - einen langen, gleichbleibenden Heulton -, der einsetzte, wenn sich die Flugzeuge wieder entfernten und die Gefahr für diesmal vorüber war.

Ein anderer offiziell für die Allgemeinheit bestimmter und deshalb viel größerer Luftschutzkeller war unter der Häuserzeile auf der Südseite des Stadtplatzes eingerichtet. Auch in diesem Gewölbe suchten meine Mutter und ich öfter Schutz, zusammen mit der Einwohnerschaft von halb Vilshofen.

Etwa zehn Jahre später, so um 1954/55 stießen ein Spezl und ich – inzwischen im prächtigsten pubertären Alter – auf unseren abenteuerlichen Streifzügen durch die „Unterwelt“ Vilshofens wieder auf diesen Raum. Mit Taschenlampen ausgerüstet, gelangten wir über einen Zugang im Bierkeller der Brauerei Wolferstetter zufällig in ein unterirdisches, stockfinsternes, geheimnisvolles Gang-Labyrinth unter dem Stadtplatz [sicher unter der Bürg, d. Hrsg.], das sich immer wieder zu kleineren und größeren Kellerräumen erweiterte. Unser detektivischer Spürsinn war geweckt, auch konnte man dort unten ungestört rauchen. Das Gangsystem erstreckte sich von der Brauerei bis zum damaligen Kirchenwirt und endete dort in einem Verschlag mit Brennholz. Ein Abenteuerspielplatz ohnegleichen! Wir staunten nicht schlecht, als wir bei unseren Unternehmungen plötzlich im größten der Gewölbe im funzeligen Schein der Taschenlampe in der Höhe ein weißes Schild mit der Aufschrift „Luftschutzraum“ [vermut-

lich ein großes, hohes Gewölbe unter dem heutigen Sudhaus der Brauerei, d. Hrsg.] entdeckten, und mir dämmerte, dass ich hier als Vier- oder Fünfjähriger mit meiner Mutter einmal gesessen und auf die Entwarnung gewartet hatte.



Ein Bomberverband über dem Stadtplatz von Vilshofen im Januar 1945 (Foto: Sammlung F. Habermann)

Ein anderes Erlebnis mit Fliegeralarm war für mich ziemlich unheimlich. Es war ein schneefreier Spätwinterstag (vielleicht Februar 1945, ich war noch keine fünf Jahre alt), als ich – wie so oft – zu Besuch bei meiner Großmutter in ihrer Wohnung am Vilshofener Stadtturm war. Plötzlich heulten die Sirenen. Wieder einmal Fliegeralarm! Meine Großmutter rief mir zu: „Schnell, lauf heim zur Mama! Ihr müsst in den Luftschutzkeller!“ Ich rannte die Treppe hinunter, schlug die Haustür hinter mir zu, lief durch das Tor des Stadtturms in Richtung des Hauses, in dem wir wohnten; es lag – und liegt – etwa in der Mitte des Stadtplatzes, gleich neben dem Rathaus, also nicht sehr weit von der Wohnung meiner Großmutter entfernt. Und obwohl ich

sofort losgerannt war, herrschte auf dem Stadtplatz, der eigentlich eine langgezogene Straße mit beiderseits hohen Häusern ist, schon gähnende Leere und unheimliche Totenstille. Die Vilshofener saßen alle längst in den Kellern. Und dann wurde es noch unheimlicher: Ein leises Dröhnen und Brummen wurde vernehmbar. Ich blickte nach oben, und was ich sah, ließ mir den Atem stocken. Auf dem langen Rechteck des Himmels erschienen von Süden herkommend, auf breiter Front wie gespenstische Finger, dünne, weiße Streifen, die sich schnell über den ganzen Stadtplatz erstreckten. Und dazu dieses kaum hörbare Dröhnen. Die kleinen Pünktchen an der Spitze der Streifen – alliierte Bomber! – erkannte ich in der Aufregung und auch wohl wegen ihrer großen Höhe nicht, aber die gespenstische Stille und dazu dieser gestreifte Himmel sind mir unvergesslich. Ich stürmte ins Haus, die Mutter mit mir in den Keller – gerettet! Passiert ist nichts, denn so eine niederbayerische Kleinstadt interessierte die Amerikaner und Briten nicht.

Heute frage ich mich, ob dieser Spätwintertag nicht der 14. Februar 1945 (handschriftliche Korrektur des Textes – „es war der 20.1.1945“) gewesen sein könnte und ob ich damals nicht amerikanische „Fliegende Festungen“ gesehen habe, die von Ausgangsbasen in Italien zum Mittagsangriff nach Dresden flogen. Die Route jedenfalls würde in etwa stimmen.

Auch die damals 10-jährige Realschülerin Theresia Bradl aus Vilshofen erlebte einen Fliegeralarm und schilderte die Aufregung in Form eines Aufsatzes in ihrem Schulheft:

„Als wir so beim Mittagessen saßen, heulten die Sirenen furchtbar. Wir hörten es schon dass Tiefflieger kamen. Ich lief gleich aufgeregt in der ganzen Wohnung umher und suchte nach meinem Koffer. Da schrie mir meine Mutter und wir gingen zusammen in das Erdgeschoß. In einem kleinen Zwischenraum setzten wir uns in die Ecke, schon ratterte das Maschinengewehr und die Tiefflieger schossen zum Fenster herein. Ich zitterte vor Angst. Eine Viertelstunde dauerte der kriegerische Lärm. Als dann die Sirene Entwarnung pff, war ich sehr froh, aber gleich darauf mussten wir wieder in den Keller, was mich sehr betrühte.

Wie froh bin ich, dass nun Frieden ist und wir uns nicht mehr vor den Fliegern fürchten müssen.“

Quellen:

Originaltext Franz Habermann

Originaltext Theresia Bradl

Jetzt ist es sicher: „Die Amis kommen!“

von Ronald Ziegler

Während die amerikanischen Truppen gegen Ende April 1945 donauabwärts dem Landkreis Vilshofen immer näher rückten, wurde in diesen Tagen die schwerwiegende Frage akut: „Werden die Stadt und die umliegenden Dörfer verteidigt?“

Nach dem Rückschlag an der Ostfront und der Invasion der Alliierten in der Normandie hatte man schon mit dem Aufbau einer „Heimatverteidigung“ begonnen, die älteren Männer und ganz junge Burschen – alle anderen waren schon eingezogen – im „Volkssturm“ zusammengefasst. Sogar die Hitlerjugend wurde darauf gedrillt, dem Feind keinen Zentimeter der Heimat ohne Kampf zu überlassen. „Es war schon deprimierend, mit ansehen zu müssen, wie die alten, zum Teil kranken Männer bei Geländeübungen herangenommen wurden“, erinnert sich Josef Hartl aus Iglbach. Die Ausrüstung bestand aus eigener Kleidung und Besenstielen statt Gewehren, von denen nur wenige vorhanden waren.

Im Frühjahr 1945 begann der Volkssturm in vielen Gemeinden Schützenlöcher auszuheben und Panzersperren, die für die Feindtruppen kaum ein Hindernis dargestellt hätten, zu errichten. Nicht zu überhören waren die mehrfachen Bombardierungen des Knotenbahnhofs Plattling. Wehrmachtsmeldungen, dass alliierte Flugzeuge sogar Gespanne der Bauern auf Straßen und bei der Frühjahrsbestellung auf dem offenen Feld beschießen, sorgten für zusätzliche Angst. „Bei Fliegeralarm habe ich bei der Feldarbeit sofort die Ochsen ausgespannt und bin zurück zum Hof“, bestätigt Therese Asen. Bei der Holzarbeit in Zeitlarn

hat sie dann einen feindlichen Jagdflieger gesehen – fast zum Greifen nah“.

Zwei Piloten der deutschen Luftwaffe machten für sich dem Krieg ein vorzeitiges Ende. Mit ihrer Me 111 landeten sie in einem Kleeacker bei Hinding. Nachdem sie von Anwohnern Zivilkleidung für die Flucht erhalten hatten, verschwanden sie zu ihren Familien in Schalding und Schärding.

An Adolf Hitlers letztem Geburtstag, am 20. April, begannen vormittags plötzlich die Fenster zu klirren. Im Postamt rief ein Störsucher den jungen Frauen an der Telefonvermittlung noch zu: „Dearndln, lauft’s davo so schnell’s könnt’s. Jetzt wird’s ernst.“ Hildegard Meyer zog nur noch den Stöpsel aus dem Lichtschrank und rannte samt Kopfhörer und Sprechmuschel auf dem Kopf davon: „Schließlich wußte niemand, ob auch Vilshofen bombardiert wird.“

Viele Vilshofener kamen in der Vilsvorstadt zusammen und liefen in Richtung Ortenburger Straße, um sich in einem kleinen Wäldchen zu verstecken. Auch Major Helling war geflohen und stand plötzlich neben Hildegard Meyer. Er zeigte in Richtung Deggendorf, wo riesige schwarze Rauchschwaden zu sehen waren: „Jetzt haben sie die Öltanks in Deggendorf getroffen.“

Mitte April waren sich alle verantwortlichen Männer des Landkreises und der Stadt Vilshofen darüber klar, dass eine Verteidigung sinnlos sei. Ebenso klar war ihnen aber auch die Gefahr für Leib und Leben, die für jeden bestand, der es offen wagen würde, dem strikten



US-Luftangriff auf den Hafen von Deggendorf im April 1945. Es wurden u.a. 12 Mineralöltanks getroffen, die zum Zeitpunkt der Aufnahme gerade explodierten und die dabei entstehenden Rauchschwaden offensichtlich bis Vilshofen zu sehen waren. (Foto: nationalmuseum.af.mil., 091002-F-1234S-027)

Befehl entgegentreten: „Jede Stadt, jedes Dorf, jedes Haus ist bis zum letzten zu verteidigen.“

Die Absicht, in Ruhe abzuwarten und im gegebenen Augenblick Vilshofen kampfflos zu übergeben, wurde durch das Eintreffen eines Kampfkommandanten illusorisch. Major Frisch erschien, mit allen militärischen Vollmachten ausgestattet, um den 20. April in der Kreisleitung. Sein Auftrag: die Stadt und die Umgebung in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Dass dies mit allen Mitteln und unter Einsatz aller zur Verfügung stehenden Kräfte zu geschehen habe, erwähnte er dem Kreisleiter und seinen Mitarbeitern sowie den Volks-

sturmführern gegenüber mit vielsagender Betonung. Dabei befanden sich die Nazi-Bonzen schon längst auf überhastetem Rückzug. Bereits am 10. April hatte SS-Obergruppenführer und Generalleutnant der Polizei Ulrich Greifelt, Chef des Reichskommissariats für die Festigung des deutschen Volkssturms, mit seinem Stab angeblich wegen Krankheit das Kloster Schweiklberg in Richtung Tirol verlassen. Der größte Teil der Akten und Personalpapiere wurde verbrannt, zuerst in der Dampfheizung, und dann, als das nicht schnell genug ging, auf dem Seminarspielplatz.

An die Stelle des Reichskommissariats zog ein Heeresoberkommando - ebenfalls auf dem Rückzug - unter General von Hellermann und General von Hassenstein in Schweiklberg ein. Mit „Hasso-Süd“ stand Major Frisch in Verbindung, bis sich das Heeresoberkommando am 30. April nach Zeitlarn absetzte und tags darauf nach Jägerwirth, wo sich der Stab aus Wehrmachts- und SS-Offizieren teilweise auflöste.

„Vor den Amerikanern oder Engländern hatte ich keine Angst. Weil ich aber wußte, daß überall Volkssturmeinheiten in Bereitschaft standen, hätten schon einige Gewehrschüsse genügt, um großes Unheil anzurichten“, sagt Josef Hartl. Was er aber noch mehr befürchtete, war die massive Ansammlung deutscher Truppeneinheiten.

Am 29. April hörte Josef Hartl bei Einbruch der Dunkelheit schweres Motorengeräusch aus Richtung Blindham-Maierhof. Mit seinem Radl fuhr er zu einem Freund in Isarhofen, der ihn mit den Worten empfing: „Sepp, da braut sich was zusammen.“ Infanteriegeschütze und eine Infanteriekompanie waren bereits nach Ortenburg gezogen. Mit den Radeln Richtung Neustift unterwegs, begegneten ihnen zwei weitere Kompanien, wieder auf dem Rückweg stieß Josef Hartl bei Maierhof am Bahn-

gleis auf eine weitere, rastende Kompanie – lauter junge Burschen, kaum älter als 16 Jahre alt. Entlang des Waldrückens zwischen Vilshofen und Rittsteig waren auf der Landkarte des Kompanieführers eine Menge Truppenstandorte eingetragen.

Die Parteidienststellen erhielten durch Gauleiter Ruckdeschel – der seinen Stab mittlerweile nach Pfarrkirchen verlegt hatte – den Befehl, Vilshofen unter allen Umständen zu verteidigen. Vor allem der Übergang der Amerikaner über die Donau sollte verhindert werden. Als Beauftragter Ruckdeschels erschien der Volkssturmführer des Gaues, Major Stiegler, in dem die verantwortlichen Männer des Kreises und der Stadt einen Helfer fanden, der ihnen während der folgenden kritischen Tage zur Seite stand. Wie Bürgermeister Willeitner und Kreisleiter Wolf war er von der Sinnlosigkeit einer Verteidigung überzeugt.

Eine Befehlsverweigerung konnte aber auch Major Stiegler nicht wagen. So führte er mit den Volkssturmführern Helling und Schedlbauer zum Schein gegenüber den militärischen Stellen, die inzwischen die Befehlsgewalt in Vilshofen ausübten, verschiedene „Befestigungen“ durch und ließ „Panzersperren“ errichten. Auch die „Bewaffnung“ – 40 Karabiner mit einigen tausend Schuss Munition und einer lächerlich geringen Anzahl Handgranaten – und die Kasernierung der sogenannten Stabskompanie des Volkssturms in den Räumen der Realschule veranlasste er, um im Ernstfall „marschbereit“ zu sein.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Am heißen Draht zwischen SS und Amerikanern

von Ronald Ziegler



Das Postamt in der Bahnhofstraße zählte zu den ersten Gebäuden in Vilshofen, das von den Amerikanern besetzt wurde. (Foto: StAV)

Als erste Vilshofenerin hatte vermutlich Hildegard Meyer Kontakt mit den Amerikanern – schon Tage vor deren Einmarsch in Vilshofen. Und kurz zuvor war sie noch von einem SS-Offizier mit Erschießen bedroht worden.

Mit 17 Jahren war Hildegard Meyer – bzw. Krebs, wie das „Mädchen vom Amt“ damals noch hieß – im Februar 1943 zum „Kriegsdienst“ verpflichtet worden. Eingesetzt wurde die Aidenbacherin im Fernmeldeamt im Postamt Vilshofen. Nach sechs Wochen Einarbeitungszeit musste sie im Schichtdienst mit jeweils zwei

Kolleginnen am „Lichtschrank“ mit über 300 Leitungsanschlüssen Telefongespräche verbinden.

„Damals wurden noch alle Telefonverbindungen per Hand hergestellt“, erzählt Hildegard Meyer. Da ging es oft recht lebhaft zu. „In den letzten Kriegsmonaten waren die Leitungen teilweise schon zerstört oder vom Störungsdienst nur noch notdürftig geflickt“, bestätigt das ehemalige „Fräulein vom Amt“. Deshalb sei es manchmal schwer gewesen, die gewünschten Verbindungen herzustellen: „Wir waren oft auf die Fernmeldeämter in Plattling, Passau oder Regensburg angewiesen.“

Obwohl die im Kloster Schweiklberg untergebrachte Hauptzentralstelle des „Reichskommissariats für die Festigung deutschen Volkstums“ über eigene Fernverbindungen verfügte, musste Hildegard Meyer immer wieder Telefonverbindungen für die SS-Offiziere herstellen. „Wenige Tage vor Kriegsbeginn verlangte ein hoher Offizier von mir, ihn mit der Reichskanzlei in Berlin zu verbinden“, erinnert sie sich. Doch das war in diesen Tagen ein fast aussichtsloses Unterfangen.

„Ich bat den Offizier, auf die Verbindung zu warten und sich nicht vom Fernsprecher zu entfernen.“ Schließlich gelang es dem „Mädchen vom Amt“, die Verbindung über Pfarrkirchen, Salzburg und Wien nach Berlin herzustellen. Es meldete sich die Reichskanzlei, doch wer war nicht an seinem Apparat? Natürlich der SS-Offizier in Schweiklberg. Die mühsam hergestellte Verbindung wurde daraufhin wieder unterbrochen.

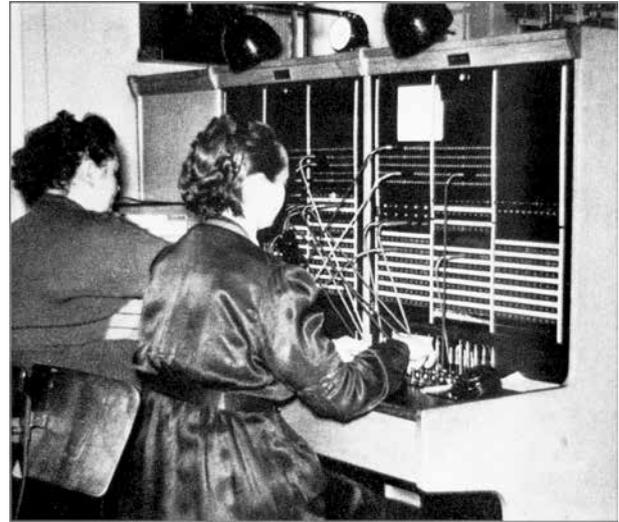
„Wenig später rief mich der Offizier erneut an und fragte, wo denn sein Gespräch nach Berlin bliebe“, sagt Hilde-

gard Meyer. Sie teilte ihm mit, dass sie die Verbindung hergestellt hatte, er jedoch nicht an seinen Apparat gegangen sei. Der SSler bekam einen Tobsuchtsanfall und versuchte, die junge Frau fertigzumachen. Schließlich drohte er ihr: „Wenn das Gespräch nicht binnen fünf Minuten zustande kommt, lasse ich Sie an die Wand stellen.“

Doch die Verbindung erneut herzustellen, gelang Hildegard Meyer nicht mehr. Da bekam sie es doch mit der Angst, ging zu ihrem Chef und berichtete ihm, was geschehen war. Der Amtsleiter konnte sie dann auch beruhigen und sagte zu ihr: „Dort oben (gemeint war die SS-Niederlassung in Schweiklberg) dauert es nicht mehr lange.“ Und tatsächlich sind die SSler einige Tage später nach einem großen Saufgelage verschwunden. Auch der SS-Offizier rührte sich nicht mehr.

Hildegard Meyer und ihre Kollegen saßen in Vilshofen buchstäblich am „heißen Draht“. Sie wussten immer als erste, wann Gefahr von feindlichen Flugzeugen drohte. „Bei einer entsprechenden Telefonmeldung mußten wir sofort verschiedene Dienststellen verständigen“, erklärt sie. Dazu gehörte auch der damalige 2. Bürgermeister Georg Huber, zugleich Luftschutzwart von Vilshofen. Kaum war die Meldung weitergeleitet, heulten über der Stadt schon die Sirenen.

Vermutlich am 27. April – genau kann sie sich nicht mehr erinnern – auf jeden Fall noch vor der Sprengung der Donaubrücke, war Hildegard Meyer die erste Vilshofenerin, die Kontakt zum Feind, zu den heranrückenden Amerikanern hatte. Hildegard Meyer erzählt: „In unserer Vermittlung hatten wir einige leere Leitungen am Lichtschrank, die sonst nur unsere Störsucher für kurze Anfragen nutzten. Auf einmal leuchtete nachmittags die Lampe einer dieser Leitungen auf. Ich dachte, unser Störungsdienstleiter sei dran, steckte den Stöpsel rein und fragte: ‚Gustl, was brauchst denn heute?‘“



Noch Mitte der 50er Jahre saßen im Postamt Vilshofen Frauen am sog. Lichtschrank, um per Hand die gewünschten Telefonverbindungen herzustellen. Hier war auch der Arbeitsplatz von Hildegard Meyer (†). (Foto: StAV)

Doch Hildegard Meyer, die die englische Sprache nicht kannte, hörte am anderen Ende der Leitung nur ein „Stimmengewirr“. Sie war verduzt und ahnungslos und meinte immer noch, der Störungsdienstleiter sei am Apparat. „Ja Gustl, bist leicht b’soffen? fragte ich ihn“, erzählt sie weiter. „Ich meinte gar, er hatte am Tag zuvor zu tief ins Mostglasl geschaut. Doch das Stimmengewirr wurde immer lauter und immer mehr Leute sprachen durcheinander.“ So rief Hildegard Meyer ihre Kollegin Anni zu Hilfe und bat sie, selbst mal in die Leitung zu horchen. Und die Anni, die Englisch in der Handelsschule gelernt hatte, war sich sofort sicher: „Du, des san ja de Amerikaner.“ Schnell erkannten die Amis, dass jetzt am anderen Ende der Leitung jemand saß, der sie verstand. Auf die Frage, wer denn dran sei, meldete sich die Anni mit „Fernmeldeamt am

Postamt Vilshofen“. Woher die Amerikaner zu dieser Zeit schon telefonierten und wie sie in diese Leitung geraten waren, haben die beiden jungen Frauen nie herausbekommen. „Jedenfalls waren auch die Amerikaner überrascht und sehr erfreut, die Stimmen von zwei jungen Frauen zu hören. Und ehe die Leitung wieder tot war, haben sie uns sogar noch um ein Stell-Dich-Ein gebeten.“ Das vergisst Hildegard Meyer nie – wenn es auch nie dazu gekommen ist. Und eines war den beiden Frauen an diesem Tag klar: Die Amerikaner konnten nicht mehr weit vor den Toren von Vilshofen stehen.

Weil der Aidenbacher Ortsgruppenleiter ihre Eltern immer wieder bedrängt hatte, gaben diese schließlich nach und ließen Tochter Hildegard am 20. April 1943, am „Führergeburtstag“, in die Partei aufnehmen. Das sollte der jungen Frau nach dem Zusammenbruch zum Verhängnis werden.

Nach dem Einmarsch in Vilshofen besetzten amerikanische Soldaten das Postamt. Damit war auch das Fernmeldeamt geschlossen. Die Besatzer merkten aber schnell, dass es so nicht weiter ging. Deshalb mussten Hildegard Meyer und ihre Kollegen wieder ihren Dienst antreten – bis es wenige Wochen später hieß: „Alle Nazis müssen raus.“ Als ehemaliges Parteimitglied stand die junge Frau, wie andere Kollegen auch, auf der Straße.

Während ein „unbelasteter“ Postler als Chef eingesetzt wurde, fuhr Hildegard Meyer mit Sack und Pack heim nach Aidenbach. Auch der Einsatz des ehemaligen, als „Belasteter“ ebenfalls abgesetzten Amtsleiters vor der Spruchkammer nützte ihr zunächst nichts. Sie musste den Dienst bei der Post quittieren. Im April 1947 teilte ihr die Vilshofener Spruchkammer dann per Postkarte mit, sie falle unter die Jugendamnestie und sei damit von der „Entnazifizierung“ nicht betroffen. Sie hatte sich schon Arbeit in München gesucht, als sich ihr „alter Chef“ –

wieder als Amtsleiter im Dienst – acht Tage vor der Währungsreform am 20. Juni 1948 mit einem Brief meldete. Sie könne sofort wieder am Vilshofener Amt anfangen.

„Ich hab’ mir donnerstags in München noch in Reichsmark eine Hin- und Rückfahrkarte gekauft, fuhr nach Vilshofen und da sagte mir der Chef, ich könne schon am Montag wieder anfangen zu arbeiten“, erzählt Hildegard Meyer. Am Tag der Währungsreform fuhr sie mit dem Zug nochmals nach München, um ihre Sachen abzuholen. „Obwohl es regnete, standen die Leute schon in Schlangen an, um sich ihr ‚Kopfgeld‘ zu holen.“ Schließlich hat Hildegard Meyer bis kurz vor der Geburt ihres Sohnes im April 1949 im Postamt Vilshofen gearbeitet.



Den Dienstaussweis von Hildegard Meyer „zierte“ amtlicherseits sogar eine Briefmarke mit dem Bild von Adolf Hitler. (Foto: Scan aus SB 2, 1996)

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Das Krankenhaus war in Gefahr

von Ronald Ziegler



Die Flakeinheit am Bahnhof und das SS-Geschütz im Wehrmachtshustadl hatten das kurze Gefecht angefangen, bei dem das Wilshofener Bezirkskrankenhaus durch in der Nähe einschlagende Panzergranaten in große Gefahr geriet. (Foto: StAV, Nr. 3176)

Schon Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner in Vilshofen waren US-Panzer am linken Donauufer aufgetaucht. Als sie am 29. April 1945 vom Bahnhof aus unter Feuer genommen wurden, schossen sie zurück und brachten damit Gefahr fürs Krankenhaus.

Ende April standen die Amerikaner an der Isar bei Plattling vor dem letzten Hindernis auf dem Sprung in den Vilshofener Raum. Das linke Donauufer hatten sie bereits besetzt und in Albersdorf und Windorf waren schon die ersten amerikanischen Soldaten aufgetaucht.

Vom rechten Flussufer konnte man die „Kapitulation“ Windorfs beobachten. Die Windorfer hatten dazu weiße Tücher aus den Fenstern gehängt. „Dies war für ‚Kämpfer bis zum letzten Atemzug‘ ein rotes Tuch und der Führer der Flakeinheit am Bahnhof, ein Feldwebel, erbot sich, Bürgermeister Radl und Ortsgruppenleiter Huber herbeizuholen, um sie zur Rechenschaft ziehen zu können“, schrieb Josef Dengler, damals am Geschehen unmittelbar beteiligt, acht Jahre später im *Vilshofener Anzeiger*.

Tatsächlich kam der eifrige Feldwebel mit seinem Boot über die Donau, kehrte aber ohne die beiden Männer zurück, die er angeblich nicht auffinden konnte. Ob er tatsächlich in Windorf war, konnte später nicht mehr festgestellt werden. Wahrscheinlich hatten er und sein Begleiter aber plötzlich Angst vor dem eigenen Mut bekommen und waren dann unverrichteter Dinge wieder zurückgekehrt.

Der 29. April 1945 war ein warmer Frühlingstag, erinnert sich Hildegard Meyer. Kurz nachdem die Donaubrücke gesprengt worden war, war die junge Frau mit ihrem Radl in Richtung Blümelmühle unterwegs, als sie über die Donau herüber Kanonendonner hörte. „Ich fuhr ahnungslos an einem Stadl beim Krankenhaus vorbei. Plötzlich riss es mich nach einem fürchterlichen Knall vom Fahrrad“, erzählt sie. Eine Granate hatte nicht weit von ihr eingeschlagen. „Schießt der Feind jetzt schon auf harmlose Radfahrer“, war das erste, was die am Boden liegende Frau sich dachte. Die Kanonenschläge häuften sich und sie fuhr – „als sei der Teufel hinter mir her“ – im Zick-Zack-Kurs den Berg hinauf. Bei jedem Kanonenschlag hatte sie Angst, die nächste Granate könnte sie treffen.

Was war geschehen? Bei Windorf waren erneut amerikanische Panzer aufgetaucht, die von der Flakeinheit am Bahnhof und einem Geschütz der SS, das in der

Nähe des Krankenhauses im sogenannten Wehrmachtsheustadl getarnt worden war, unter Beschuss genommen wurden. Die feindlichen Panzer hatten darauf das Feuer erwidert. „Plötzlich hörte ich ein Krachen und Bersten. Als ich kurz zurückschaute, sah ich, daß der Stadl in Flammen aufging“, bestätigt Hildegard Meyer. Alles brannte lichterloh. Sie fuhr so schnell sie konnte vom gefährlichen Schauplatz weg, gelangte schließlich heil, aber völlig außer Atem wieder an ihrem Arbeitsplatz an.

Durch die in allernächster Nähe einschlagenden Panzergranaten bestand für das Krankenhaus und für die Patienten größte Gefahr. Zum Glück dauerte der Feuerüberfall – ohne am Krankenhaus Schaden anzurichten – nur kurze Zeit. Major Frisch, der Kampfkommandant, der um den 20. April nach Vilshofen gekommen war, um die Stadt in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen, hatte den Beschuss der amerikanischen Panzer einstellen lassen, nachdem man ihm ernsthafte Vorstellungen im Hinblick auf die gefährdeten Kranken gemacht hatte.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Erst der dritte Versuch zerstörte die Brücke

von Ronald Ziegler



Knapp 73 Jahre, seit Dezember 1872, verband die alte, eiserne „Kastenbrücke“ die Stadt mit dem linken Donauufer. Links im Bild sind noch Reste der alten hölzernen Donaubrücke zu sehen.

Am 29. April 1945 wurde die Kastenbrücke von einem Wehrmachtsskommando vor den heranrückenden amerikanischen Truppen gesprengt. Alle Versuche der Vilshofener dies zu verhindern scheiterten. (Fotos: oben: StAV, Nr. 61; unten: Rosmus Anna, Valhalla Finale, 2010, ISBN 3-9810084-7-2)

Mit dem Vorrücken der amerikanischen Truppen an die Donau wurde auch die Stadt Vilshofen in das militärische Geschehen einbezogen. Dabei spielte die geplante Sprengung der Donau- und der Vilsbrücke eine entscheidende Rolle in den strategischen Verteidigungsplänen des Militärs.

Um den 20. April war ein Kampfkommandant, Major Frisch, in Vilshofen eingetroffen, hatte mit seinem Stab zwei Räume in der Kreisleitung belegt und Verbindung mit dem kommandierenden General dieses Frontabschnitts, Hassenstein, aufgenommen, dessen Dienststelle unter dem Deck-



namen „Hasso-Süd“ bekannt wurde. „Hasso-Süd“ entschied schließlich, dass im Alarmfall beide Brücken zu sprengen seien – für wie „unsinnig“ die Vilshofener die Maßnahme auch hielten.

Wie der ehemalige Redakteur des *Vilshofener Anzeigers*, Josef Dengler, der damals unmittelbar im Geschehen stand, später berichtete, war dazu eigens ein Sprengkommando, bestehend aus einem Offizier, einem Unteroffizier und mehreren Pionieren mit dieser Aufgabe betraut worden. Unter ihrer Leitung waren einige Tage zuvor bereits vom Flugplatz Ganacker bei Landau an der Isar mehrere Fliegerbomben großen Kalibers herbeigeholt und sprengklar gemacht worden.

Alle Einwendungen und Gegenvorschläge, die Brücken zu schonen, schienen zwecklos zu sein. Trotz nervenaufreibender Verhandlungen blieb es beim Sprengbefehl für die Brücken. Auch eine Abtragung der Fahrbahnbohlen aus Holz der alten Donaubrücke durch den Volkssturm wurde seitens „Hasso-Süd“ stur abgelehnt.

Mehr Glück hatte man mit der Vilsbrücke. Hier wurde der Vorschlag, diese schwerstens zu verbarrikadieren, nach langem Hin und Her akzeptiert. Die bereits auf der Stadtseite unter der Brücke liegende 1000-Kilo-Bombe wurde darauf schnellstens entfernt. Dieser Erfolg war in erster Linie der energischen und klugen Verhandlungstaktik von Bürgermeister Anton Willeitner zu verdanken. Obwohl kein Vilshofener die „Notwendigkeit“ der Brückensprengung einsehen konnte, waren bei der Donaubrücke sämtliche Bemühungen vergebens. Die bereits eingebaute Sprengladung wurde Tag und Nacht bewacht. Als am Samstag, 28. April 1945, die Brücke für den Verkehr gesperrt wurde, zerschnitt ein Volkssturmmann, der trotz des Verbotes die Brücke überquerte, ein Zündkabel mit einer Zange und wurde dabei von einem jungen SS-Mann erwischt. „Mein Vater

hätt‘ Sie angezeigt, das ist ein böser Nazi, aber ich bin dagegen. Schauen’s, daß weiterkommen“, bedeutete er dem Saboteur.

Bei weitem nicht so einsichtig war ein Leutnant der Wehrmacht, der das Brückensprengkommando anführte. Noch am Tag der Sprengung, dem 29. April, ging Bürgermeister Anton Willeitner auf die Brücke und versuchte es mit gutem Zureden. „Herr Leutnant, das ist doch Wahnsinn“, erklärte er. „Die Brücke hat doch keinerlei militärischen Wert.“ Auch der Hinweis, dass der Stadt Vilshofen durch die Sprengung ein unermesslicher Schaden zugefügt werde, blieb ohne Erfolg. Noch eine Viertelstunde vor der eigentlichen Sprengung versuchte der Bürgermeister abermals sein Glück, doch konnte er auch diesmal nichts erreichen.

Am Vormittag war das Sprengkommando über die Brücke zum Asen-Hof in Schmalhof gezogen. „Acht oder zehn Mann waren das, voll ausgerüstet“, erinnert sich Maria Steinleitner. Ihre Mutter musste für die Soldaten noch kochen.

Als bei „Hasso-Süd“ die Meldung einging, dass die Amerikaner von Regensburg abwärts auf der Vorwaldseite den Vormarsch angetreten hätten, wurde der Befehl zur Sprengung gegeben. Außer dem Bürgermeister hatte damals in der Gemeinde Albersdorf nur die Familie Asen ein Telefon. Dort erreichte die Soldaten der Befehl. „Jetzt wird die Brücke gesprengt“, sagte der Führer des Sprengkommandos und versuchte die Familie zu bewegen, mit in die Stadt zu kommen. Doch die Familie Asen lehnte ab und fast alle gingen in den Keller. Dort hatten sie in Obststellagen ihre Betten ausgebreitet, wo sie jetzt unterkrochen.

Nachdem die Bevölkerung durch das Militär aufgefordert worden war, in die Keller und Bunker zu gehen

und vor allem die an der Donaulände gelegenen Häuser zu räumen, erfolgte um 11 Uhr die erste Sprengung.

Nochmals schien alles gut zu gehen. Die zu schwache Sprengladung erfüllte ihren Zweck nicht. „Ich stand beim Gemüsegartler und habe zugesehen“, bestätigt Therese Asen. Die Balken und Bretter der Brücke seien höher als der Stadtturm geflogen. Doch weiter war nichts geschehen. Auch eine zweite Sprengung, nachmittags, brachte nicht den erwarteten Erfolg. Die Brücke wurde zwar beschädigt, doch sie stürzte nicht ein. Zur Not hätte man über die Eisengerüste kletternd noch über die Donau gelangen können.

Umso gründlicher verrichteten jedoch anschließend die vorbereiteten Fliegerbomben das Werk der Vernichtung. Eine gewaltige Detonation, durch die Sprengstücke bis weit in die Stadt hinein geschleudert, zahlreiche Fenster und selbst Türen eingedrückt und einzelne Häuser an der Donaugasse beschädigt wurden, ließen die schweren Eisenkonstruktionsteile der Brücke endgültig in die Donau stürzen. Vilshofen war damit vom linken Donauufer abgeschnitten.

Schon am 4. Mai 1945 eröffnete der ehemalige Berufsfischer und Schlepplotse Josef Voggenreiter als Fährmann und Schiffsführer die von der Kiesbaggerei Franz Erl unterhalb der zerstörten Donaubrücke eingerichtete Überfuhr. Zwei Jahre lang steuerte er die Fähre, durfte allerdings mit der von einem Außenbordmotor angetriebenen kleinen Platte nur Personen übersetzen.

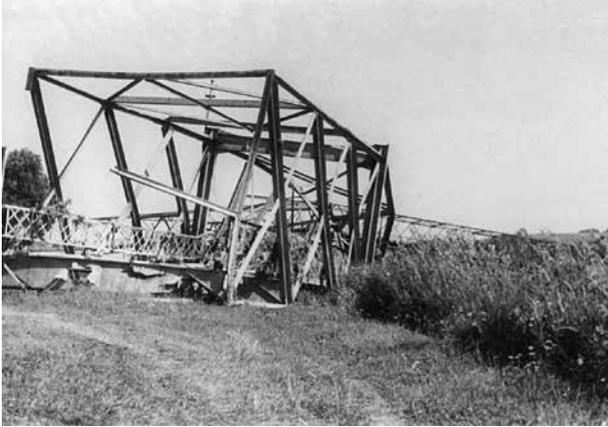
Die Amerikaner betrieben eine Fähre für Fahrzeuge und gingen mit der Zeit immer mehr dazu über, auch Personen mitzunehmen. Nach einer Beschwerde von Franz Erl stellten die Amerikaner die Personenbeförderung wieder ein – und kurze Zeit darauf sogar ihren gesamten Fährdienst. Jetzt verband die Firma Erl

mit einer stabilen Tragbrücke zwei große Platten mit einem ehemaligen Marineboot, der „Pinas“, zu einer leistungsfähigen Fähre. Josef Voggenreiter und seine Helfer Zechmann, Steinleitner und Schmotzek waren damit jeden Tag von früh bis spät im Einsatz.

Trotzdem war auch diese Fähre den Anforderungen bald nicht mehr gewachsen. Und so übernahm im März 1947 der Bayerische Lloyd den Überfuhrbetrieb. Dazu mietete man von Schiffmeister Ludwig Wurm in Irlbach das Motorboot „Neptun“ und die Schleppkähne „Amanda“ und „Auguste“, aus denen eine Großfähre konstruiert wurde. Auf der 18 Meter langen und sechs Meter breiten Überbrückung hatten sechs Lastkraftwagen gleichzeitig Platz. Als im Winter 1948 eine Generalüberholung der „Neptun“ fällig wurde, setzte der Bayerische Lloyd ersatzweise zwei Monate lang eine Panzerfähre der ehemaligen Marine ein.



Ab März 1947 übernahm der Bayerische Lloyd den Überfuhrbetrieb und mietete dazu von Schiffmeister Ludwig Wurm aus Irlbach das Motorboot „Neptun“ sowie die Schleppkähne „Amanda“ und „Auguste“. (Foto: StAV, Nr. 4620)



Reste der alten Donaubrücke, welche ungarische Arbeiter ans Ufer geräumt hatten. (Foto: Sammlung F. Habermann)

Den Preis für die Monatskarten hat der Lloyd so günstig gehalten, dass er für die Bürger leicht zu ertragen war. Ärmere Leute, Schulkinder und einfache Arbeiter aus den umliegenden Gemeinden wurden kostenlos



Die neue Donaubrücke befindet sich im Bau: Mit Schleppschiffen wurde am 12. Oktober 1948 der 240 Tonnen schwere Mittelbogen eingeschommen. (Foto: StAV, Nr. 871)

übergefahren, ebenso arbeitslose und kriegsbeschädigte Flüchtlinge.

Doch eine Fähre konnte auf Dauer keine ausreichende Lösung sein. Eine neue Brücke musste her. Bereits am 3. Juni 1945 forderte das „Komitee für den Wiederaufbau der Donaubrücke“, dem auch der damalige Bürgermeister Wiener, der kommissarische Landrat Franz Habermann und Bankdirektor Ludwig Ramelsberger angehörten, die Bevölkerung zu Geldspenden auf. Der Apell verhallte nicht ungehört. Innerhalb kurzer Zeit kamen 274.500 Reichsmark zusammen.

Zunächst gingen ungarische Arbeitskräfte in der Nachkriegszeit daran, die Reste der alten Brücke aus der Donau ans Ufer zu räumen. Ende 1945 schlug die Deggendorfer Werft auf dem linken Donauufer ihre Bauhütten auf. Hier wurden die alten Teile auseinandergenommen und in mühsamer Arbeit zu Neukonstruktionen zusammengesetzt. Den Transport und die Montage des großen Brückenbogens über die Schifffahrtsöffnung übernahm die Firma MAN. Die in Simbach demontierte Bogenbrücke wurde in Einzelteile zerlegt, per Bahn nach Passau und per Schiff nach Vilshofen transportiert und hier wieder zusammgebaut. Schließlich konnte die neue Donaubrücke am 17. August 1950 eingeweiht werden.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Mit der Zille zu den Amis

von Wolfgang Bauer

Eine kleine, aber vielleicht gar nicht so unbedeutende Rolle in dem Kapitel der Vilshofener Stadtgeschichte der letzten Kriegstage hat Josef Wagner (†) gespielt. Er war einer der ersten Vilshofener, die mit den Amerikanern in Kontakt traten, noch bevor diese in der Stadt auftauchten. An die abenteuerlichen Umstände erinnert sich der Vilshofener noch gut.

Eigentlich hatte es das Schicksal ja gut gemeint mit dem damals 21jährigen Gefreiten der Infanterie. Im Februar 1945 zum zweiten Mal verwundet, wurde er Mitte März ins Lazarett in seine Heimatstadt verlegt, nach Schweiklberg. Dem Lazarettaufenthalt folgte ein Genesungsurlaub in seinem Elternhaus in der Kapuzinerstraße. Und hier erlebte Josef Wagner auch die Ereignisse der letzten Kriegstage.

Um den Fall der Stadt aufzuhalten, hatten die braunen Machthaber die Donaubrücke gesprengt. Aber damit nicht genug. Beim Rennbahnstadel, gleich neben dem elterlichen Grundstück von Josef Wagner, waren mehrere Bomben schwersten Kalibers gelagert. Mit ihnen sollte, so wusste man in Vilshofen, so wie die Donaubrücke auch die Vilsbrücke in die Luft gejagt werden.

Mittlerweile wusste man in Vilshofen, dass die Amerikaner schon in Albersdorf waren. „Nicht auszudenken, wenn die Amerikaner die Stadt beschießen und die Bomben treffen“, überlegte sich Josef Wagner mit einigen Freunden: „Die halbe Stadt würde in die Luft fliegen“. Der Entschluss war schnell gefasst: „Wir gehen zu den Amerikanern und sagen ihnen, dass die Stadt nicht verteidigt wird, damit sie nicht schießen“.

Am 30. April setzten sich die vier jungen Männer in eine Zille und ruderten über die Donau. Um den Bauch hatten sie sich vorsichtshalber weiße Tücher gebunden, damit die Amis über ihre Absichten gleich Bescheid wussten. In Weidenhof legte die Zille an und die vier schlichen durch den Wald den Albersdorfer Berg hinauf.



Seine "Papiere" wie Soldbuch und Wehrpaß, weckten in Josef Wagner immer wieder Erinnerungen an den Weltkrieg. (Foto: W. Bauer)

„Auf der Höhe haben wir dann zum ersten Mal die Amis gesehen“, erinnert sich Josef Wagner. „Im ersten Augenblick, wie wir den weißen Stern auf den Autos gesehen haben, haben wir geglaubt, daß es die Russen sind.“

Im Wirtshaus, dem jetzigen Albersdorfer Hof, hatten sich die Amerikaner einquartiert. Die vier fassten sich ein Herz, marschierten hinein und erzählten dem Offizier die Geschichte von den schweren Bomben, die da unten bei der Rennbahn gelagert wurden, warum sie über die Donau gerudert waren und dass die Stadt nicht verteidigt würde.

Die Amerikaner zeigten sich sehr interessiert. Ob sich denn zwischen Vilshofen und Albersdorf Soldaten aufhalten, wollte der Offizier wissen. Das nicht, erzählten bereitwillig Wagner und seine Freunde, aber in der Nähe der Kapelle sei eine Panzersperre. Sogleich wurde ein Geschütz in Stellung gebracht und die Stelle in Beschuss genommen. Was unten in Vilshofen prompt Panzeralarm auslöste.

Fast hätte die Friedensmission für Josef Wagner Konsequenzen gehabt, denn der amerikanische Offizier drohte ihm als Wehrmachtsangehörigen die Gefangennahme an. Darauf Wagner: „Wenn unsere Aktion unten in Vilshofen bekannt wird, muß das meine Familie büßen.“ Darauf der Offizier: „Sie können gehen.“ Worauf die vier wieder den Rückzug mit der Zille über die Donau antraten.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Zwei Gewehrläufe hinterm Hühnerhaus

von Ronald Ziegler

Ende April 1945: Immer näher rücken die amerikanischen Truppen auf die Stadt zu. Die Spannung in der Bevölkerung steigt. Viele haben Angst: „Was wird mit den Amis auf uns zukommen?“

Nachdem am 29. April die Donaubrücke gesprengt worden war, schickte der damalige Bürgermeister von Albersdorf, Alois Kapfhammer aus Dobl, jemanden zu den Familien in Schmalhof. Er sollte alle Schmalhofer auffordern, wegen der bevorstehenden Verteidigung der Stadt Vilshofen „zu verschwinden“. „Wir sollten alle bei Verwandten Unterschlupf suchen. Wer nicht wußte

wohin, sollte zum Gut Frauendorf kommen“, erinnert sich Maria Steinleitner. Doch ihre Familie (Asen) blieb als einzige zurück, weil sich ihr Großvater wegen des Viehs strikt weigerte, den Hof zu verlassen.

Sie erzählt weiter: „Tags darauf, am 30. April, kam dann unser Nachbar Clemens Bregenzer aus Frauendorf, das die Amerikaner schon erreicht hatten, zurück, um nach seinem Anwesen zu schauen. Ich ging mit ihm mit. Am Gartentor angekommen, sah ich plötzlich als erstes zwei Gewehrläufe hinter dem Hühnerhaus hervorstecken, dann zwei Helme. Ich wollte sofort davonlaufen,



Wer von den Schmalhofern nicht bei Verwandten untertauchen konnte, sollte auf Anraten des Albersdorfer Bürgermeisters im Gut Frauendorf vor den ankommenden Amerikanern Unterschlupf suchen. (Foto: StAV, Nr. 505)

doch ich hörte hinter mir den Schrei ‚Halt‘ – und bin sofort stehen geblieben.“

Clemens Bregenzer und Maria Steinleitner waren dann sehr erstaunt, dass einer der beiden amerikanischen Soldaten sie in perfektem Deutsch ansprach. Was los sei, wollte er wissen. Ob die Stadt verteidigt werde und ob noch Militär da sei?

Gemeinsam sind die vier dann auf den Asen-Hof gegangen: „Meine Mutter konnte auch keine andere Antwort geben als wir, daß wir nämlich nichts wußten. Daraufhin sind die beiden Amis einfach wieder abgezogen.“

In der folgenden Nacht haben sich die Leute auf dem Asen-Hof kaum mehr zu schlafen getraut, haben ihre Kleider nicht mehr ausgezogen. Schließlich wussten sie nicht, was noch kommen sollte, ob doch noch geschossen wird?

Den Tag vor dem Einmarsch der Amerikaner in Vilshofen wird auch Hildegard Meyer nie vergessen: „Von der Buchhalterin des Eisenhändlers Heinrich Huber erfuhr ich im Laufe des Tages, daß im Lager auf der Bürg noch ganze Wagenladungen Geschirr, das Dampfschiffe aus Ungarn gebracht hatten, eingelagert waren. Ich sollte abends kommen und mir aussuchen, was ich will. Denn beim Einmarsch der Amerikaner würde sowieso alles konfisziert. Spätabends, gegen 22 Uhr bin ich zum Lager geradelt. In einem großen Postsack habe ich dann Geschirr eingepackt und den Sack schließlich mit Schnur zugenäht.“

Gegen 23 Uhr ging dann die Sirene los. Ein langgezogener Heulton, der „Feindalarm“ bedeutete. „Wie bringe ich mein Geschirr heim“, war Hildegard Meyers erster Gedanke. Und: „Hoffentlich laufe ich nicht den Amerikanern in die Arme.“ Ihr Radl mit dem aufgepackten

Geschirr schob sie vorsichtig die Bürg runter zum Stadtturm. Dort hat sie gehorcht, ob schon Panzer und Lastwagen zu hören sind. Aber alles war ganz ruhig. „Ich habe meine Sachen auf schnellstem Weg heim in die Donaugasse gebracht. Unter der Treppe habe ich sie dann unter Briketts versteckt“, erzählt Hildegard Meyer.

Im Gewölbekeller des Hauses saß schon „ein Haufen Leute“, vor Angst zitternd, zusammen. „Wird Vilshofen doch noch bombardiert?“ Die Leute, hauptsächlich Frauen und ein paar alte Männer, haben gebetet.

Gegen 23.30 Uhr machte sich die junge Frau auf zu ihrer Dienststelle im Postamt. Nur mit ihrem Dienstaussweis erhielt sie die Erlaubnis, die fast drei Meter hohen Panzersperren an der Vilsbrücke zu passieren. Männer vom Volkssturm patrouillierten dort und hoben sie auch über die hohe Doppelsperre.

Im Postamt saß Hildegard Meyers Chef schon mit ein paar älteren Männern, den Postzustellern, zusammen. Auf ihre Frage, ob der Feind schon in der Nähe sei, antwortete ihr Chef: „Gehn’s ruhig heim. Die kommen heute nicht mehr.“ Also ist sie wieder über die Panzersperren zurück in die Donaugasse gegangen.

„Dort habe ich meine Wirtin verständigt. Doch die Leute hatten so viel Angst, daß sie die ganze Nacht über im Keller blieben. Nur ich habe mich in aller Seelenruhe im 2. Stock in mein Bett zum Schlafen gelegt“, erinnert sich Hildegard Meyer.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Beim Einmarsch der Amis verjagt die Bevölkerung „ihre Verteidiger“

Josef Fischl (†) erinnert sich an die letzten Kriegstage in seinem Heimatort Albersdorf.

von Maria Gschwendtner

Während seine vier älteren Brüder im Krieg sind - zeitweilig alle an der Ostfront in Russland - muss Josef Fischl, geboren am 25. Juni 1929, auf dem elterlichen Bauernhof in Albersdorf fleißig mitarbeiten. Dafür ist er von den regelmäßigen Übungen der örtlichen Hitlerjugend befreit. In die ist er ohnehin nur auf ausdrücklichen Befehl eingetreten - mit 14 Jahren zur Pflicht-HJ. Seine mangelnde Begeisterung für das herrschende Regime erklärt Josef Fischl einerseits mit der Einstellung des Elternhauses - der Vater schimpft oft lebensgefährlich auf die Partei - und mit eigenen Erfahrungen. So ist am Stephanitag 1941 sein Bruder Ludwig gefallen. Seine Mutter war damals im Krankenhaus und Josef hatte sie an diesem 26. Dezember besucht. Plötzlich hatte sie zu ihm gesagt: „*Aus is, Peppi, am Ludwig is was passiert*“. Zur gleichen Zeit war der Bruder in Russland so schwer verwundet worden, dass er wenig später starb.



Josef Fischl zu Kriegsbeginn mit ca. 12 Jahren . . . und später
(Fotos: Fam. Fischl)

Noch ein Erlebnis ist Josef Fischl in Erinnerung, das ihm die Nazis schon zuvor verleidet hatte: Mit zehn Jahren war er zum Jungvolk gekommen. Bei der feierlichen Vereidigung der Buben im Schulhof der Ritter-Tuschl-Schule musste der Sohn des damaligen Krankenhaus-Chefarztes Schnabelmaier vor allen Anwesenden aus der Reihe treten und wurde ausgeschlossen. Er war ein „Viertel-Jude“. Die Trauer und Beschämung des kleinen Buben wegen dieser Ausgrenzung hat Josef Fischl nie vergessen.

Am liebsten möchte er sich drücken, als er mit 14 Jahren zur Hitlerjugend übertreten soll. Schriftlich wird er aber zur Teilnahme am öffentlichen Gelöbnis im Konzertsaal in Vilshofen verpflichtet. In einem Nebenzimmer nimmt ihn dort ein örtlicher Parteivertreter ins Gebet und verweist ihn auf seine „vaterländischen Pflichten“. Immerhin kann sein Vater aushandeln, dass Josef nicht beim wöchentlichen Antreten und bei den Übungen dabei sein muss. Schließlich werde seine Arbeitskraft dringend auf dem Hof gebraucht, damit die Versorgung und damit der Kriegsgewinn nicht gefährdet würden. Der Parteimann lässt sich von diesem Argument überzeugen und überträgt Josef dafür eine andere „Aufgabe“: Der Bub wird verpflichtet, bei der Parade nach dem „großen Endsieg“ die Rossknodel wegzuräumen, die von den Pferden hinterlassen werden. Ein Dienst, von dem er verschont bleibt.

Im Herbst 1944 und im zeitigen Frühjahr 1945 muss der Jahrgang 1929 für jeweils vier Tage ins Wehrrertüchtigungslager nach Aldersbach. Josef Fischl ist mit dabei.

Um dem Feind zu zeigen, dass die Deutsche Jugend bereit ist, für den Führer zu sterben und den Endsieg zu erkämpfen, so die Propaganda-Vorgaben, sollen sich die Buben freiwillig zum Wehrdienst melden. Von 120 Kursteilnehmern tun das gerade neun.

Für Feldwebel Lauerer, der das Wehrrerüchtigungslager leitet, ist dieses magere Ergebnis nicht ungefährlich. So lässt er sich mit den Buben auf einen Handel ein, den der fußballbegeisterte Josef Fischl ausgeheckt hat. Wenn sie die restlichen drei Tage anstatt Exerzieren und Waffenübung nur noch Fußball spielen dürften, dann würden sie sich freiwillig melden. Sie dürfen kicken und melden sich als Freiwillige. Allen ist klar, dass der Krieg nicht mehr lange dauern kann. Die 15jährigen haben darum keine große Sorge, dass ihr Handeln böse Folgen haben könnte.

Der Einberufungsbefehl für Josef Fischl kommt Mitte April und ist auf den 24. April 1945 datiert. An diesem Tag soll er sich im Lager Aldersbach melden. Dabei sind die Amerikaner schon so nah, dass man sie täglich erwartet. Die Straße von Vilshofen herauf nach Albersdorf ist kurz nach dem „Bergkircherl“ durch zwei massive Panzersperren gesichert, die von einem Trupp junger Soldaten unter dem Kommando eines SS-Mannes bewacht werden. Alle erwarten das Ende des Krieges.

Sein älterer Bruder Willi, als Schwerkriegsbeschädigter mittlerweile daheim, rät Josef, sich zu verstecken. So macht sich der Josef Fischl mit seinem Schulkameraden Ludwig Bauer für alle im Dorf sichtbar auf den Weg. Am Waldrand aber schlagen sie sich in die Büsche und verstecken sich in einer unterirdischen Burg, die sie mit ihren Kameraden einst im Spiel gebaut haben. Die beiden Fahnenflüchtigen sind gut bewaffnet: Neun Karabiner, von den Brüdern jeweils beim Heimaturlaub zurückgelassen, sichern ihr Versteck. Als Mitglieder

der SS-Truppe einmal gefährlich nahe kommen, weil sie ihre Fahrräder im Wald verstecken wollen, kommt es beinahe zu einer Schießerei. Die beiden wissen genau, welches Schicksal ihnen droht, wenn sie von den deutschen Soldaten aufgegriffen werden. Auf Fahnenflucht steht die Todesstrafe!

Erst als am Vormittag des 29. April, einem Sonntag, die Donaubrücke in Vilshofen gesprengt und damit der Weg für ein mögliches Suchkommando abgeschnitten ist, trauen sich die beiden wieder heim. Wenig später herrscht in Albersdorf große Aufregung: Die Amerikaner kommen.

Von einem Großteil der Bevölkerung am Ortseingang beim damaligen Feuerwehrhaus (etwa bei der heutigen Kapelle) erwartet, rollen gegen 13 Uhr die ersten Panzer und Jeeps aus Garham kommend ins Dorf ein. An allen Häusern des Ortes hängen weiße Tücher und Laken aus den Fenstern.

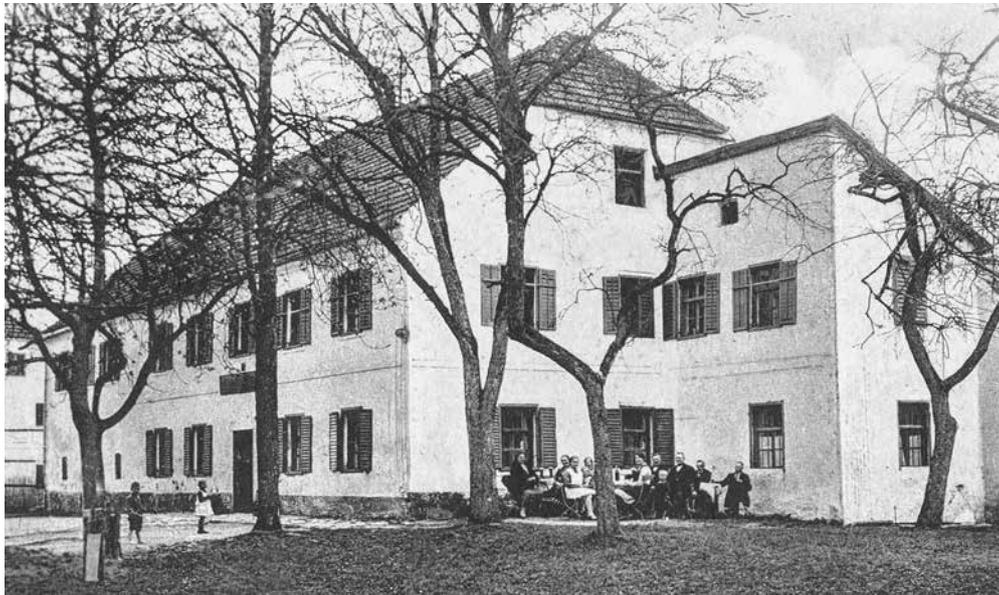
Die 13 deutschen Bewacher der Panzersperre hinter dem anderen Ortsende haben einen Beobachter geschickt, der ihnen berichtet. Vor den anrückenden Amerikanern räumen sie lieber ihr Quartier, den Gasthof Osterer (später Albersdorfer Hof) und ziehen sich in das kleine Gehöft der Familie Freundorfer zurück. Dort verstecken sie sich im Heuboden.

Ohne dass ein Schuss gefallen ist, zieht der amerikanische Vortrupp noch am Sonntag weiter über Frauendorf und Dobl nach Windorf. Umso größer ist die Bedrohung durch den Beobachtungstrupp, der vom Heuboden sogleich wieder in das Gasthaus umzieht. Zufällig hat Herr Freundorfer ein Gespräch der Soldaten gehört: Um die freiwillige Kapitulation von Albersdorf zu sühnen, soll das Dorf in Schutt und Asche gelegt werden, hatte der SS-Führer angekündigt.

Die Bürger entschließen sich zum Handeln. Die beiden kriegserprobten Soldaten Georg Kastner und Alois Pfefferkorn, die gerade auf Heimaturlaub sind, werden zu Anführern einer schnell gegründeten Bürgerwehr bestimmt. Unter den etwa 20 Männern sind natürlich auch Josef Fischl und sein Bruder Willi. Gemeinsam gehen sie zum Gasthaus Osterer, umstellen das Gebäude und die beiden Sprecher der Bürgerschaft betreten die Gaststube. Dort fordern sie den SS-Trupp auf, sofort den Ort zu verlassen. Ihre Waffen und die Tatsache, dass der Gasthof umstellt ist, verleiht der Aufforderung so viel Nachdruck, dass der Trupp schließlich abzieht.

Albersdorf ist befreit. Zwei Tage später, am 30. April gegen 16 Uhr kommen die Amerikaner wieder. Einer

ihrer ersten Befehle: Die Albersdorfer müssen die beiden Panzersperren an der Straße zur (zerstörten) Donaubrücke beseitigen. Ist das bis Mitternacht nicht geschehen, werde man das Dorf zerstören. Josef Fischl, der tatkräftig mithilft, die Barrieren aus dicken Baumstämmen von der Straße zu schaffen, macht sich nach dieser Arbeit gegen 1.30 Uhr früh auf den Heimweg. Das Haus seiner Eltern liegt völlig im Dunkeln. Er wird aber erwartet - von den amerikanischen Besatzern. Diese haben das Haus seiner Eltern zu ihrem Quartier gemacht. Josef Fischl wird gefangen genommen, ebenso wie sein Nachbar Georg Kastner, bei dem seine Familie Unterschlupf gefunden hat und der ihn gerade holen will.



Der Gasthof Osterer (später Albersdorfer Hof) war zunächst Quartier eines SS-Trupps, später hielten dort die Amerikaner Kriegsgefangene fest. (Foto: StAV)

Die Gaststube des Gasthauses Osterer hat sich in den wenigen Stunden zum Gefängnis gewandelt. An die 20 Männer halten die amerikanischen Soldaten hier als Kriegsgefangene fest, darunter Josef Fischl mit seinen noch nicht einmal 16 Jahren. Am nächsten Morgen sollen die Gefangenen mit einem Lkw weggebracht werden. Josef ist verzweifelt, versucht immer wieder zu erklären, dass er doch gar nicht im Krieg gewesen sei, zeigt seinen Einberufungsbefehl. Vergebens. Da kommen kurz vor dem Abtransport drei weitere „Volksstürmer“ zu den Gefangenen, darunter auch einer, der sich in Englisch etwas besser verständigen kann. Durch

ihn wird ein Offizier der amerikanischen Truppe aufmerksam auf den jungen Kriegsgefangenen, der sich verzweifelt dagegen wehrt, auf den Lkw zu steigen. Der Offizier sieht Josef Fischl kurz an, deutet auf ihn und sagt in holprigem Deutsch: „Du heim, Mutti“. Ein Befehl, dem Josef Fischl von Herzen gerne und auf der Stelle gehorcht.

Quelle:

Maria Gschwendtner: Vilshofener Geschichten (33). Beim Einmarsch der Amis jagt Bevölkerung die „Verteidiger“ aus dem Dorf, in: DONAU-BOTE, 14. März 1995 S. 38-40

Volkssturm rettete Eisenbahnbrücke über den Laufenbach

von Anton Schreiegg (†)

Die Geschichte der Rettung der Eisenbahnbrücke über den Laufenbach nächst Seestetten am 1. Mai 1945 ist bisher noch nicht geschrieben worden. Wir verdanken das Wissen um die tapfere Tat zweier Bürger zum Kriegsende vor 75 Jahren den Nachforschungen des Vorsitzenden im Heimatgeschichtlichen Freundeskreis Sandbach, Anton Fuller (†), der damals als 14-jähriger Junge das Geschehen teilweise miterlebte.

Die Strategen Hitlers hatten lange voraus schon Zweifel am erfolgreichen Ausgang des Krieges, sonst wären nicht bereits im Herbst 1944 Sprengungen von wichtigen Verbindungsstrecken auch in bis dahin noch friedlichen Gebieten des Reiches vorbereitet worden. Die doppelgleisige Bahnlinie Passau-Plattling-Regensburg hat als Fernverbindung Wien-Hamburg quer durch Deutschland große Bedeutung. Was mag nur in den Köpfen der damaligen Befehlshaber an Zerstörungswahn gewirkt haben, wenn sie zusätzlich zum verheerenden Bombenterror der Feindmächte ihrerseits auch noch das so dringend notwendige Verkehrsnetz an Bahn- und Straßenbrücken der unsinnigen Verlängerung des Widerstandes zur Sprengung vorbereiten ließen! Wer heute auf der Bundesstraße 8 von Vilshofen her kommend unmittelbar bei der Anfahrt zur langgezogenen Löwenwand nach rechts schaut, der wird vom Anblick des massigen Baukörpers einer Brücke überrascht sein. Mit vier wuchtigen Rundbögen wird der schluchtartige Mündungsgraben des Laufenbaches in die Donau überbrückt.

Jenseits des Bahndammes, von der Straße aus nicht sichtbar, tief unterhalb des Schienenweges und ganz

im Schatten der Eisenbahnbrücke, liegt das Vaterhaus Anton Fullers, eine der Mühlen, die schon lange vor Erbauung der Bahnlinie bestanden hat.

Vor einigen Jahren erst wurde das aus gleichmäßig behauenen Granitquadern in meisterlicher Mauererkunst aufgeführte Brückenwerk von einem verstärkenden Stahlbetonmantel umgeben, der die architektonische Gesamtwirkung leider verdorben hat.

Von der Vorbereitung der Sprengung im Herbst 1944 ist überliefert, dass die Pioniere sehr gründlich zu



Ludwig Fuller (links), der Sohn von Anton Fuller mit seinem Cousin Robert und ihrer Patentante vor der Brücke über den Laufenbach. Heute ist das Mauerwerk von einem Betonmantel umgeben. (Foto: Scan aus SB 02, 1996)

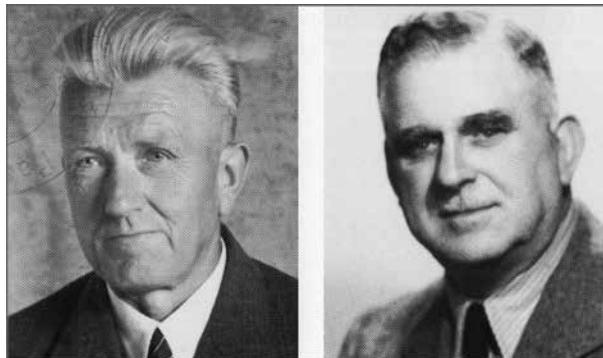
Werke gingen. Auf beiden Seiten der Brückenaußenwände wurden in beträchtlicher Höhe Sprengkammern angelegt, die bis in eine Tiefe von zwei Metern reichten. Schwere Sprengladungen wurden eingelagert und mit den Züandschnüren verbunden, die an den Außenwänden in aufziehbaren Kapseln abgesichert und nur leicht vermauert wurden. Von oben her wurde eine dritte Sprengkammer auf dem Bahnkörper angelegt und so eine gewaltige Sprengung vorbereitet. Die leeren Sprengstoffkisten lagen viel später noch auf dem Gelände des Fulleranwesens, nachdem die Schrecken des Krieges längst vorüber waren. Daran erinnert sich Anton Fuller noch, wie auch an die Arbeit der Pioniere. Diese legten die seitlichen Sprengkammern in großer Höhe an. Von einem hochgezogenen Podest aus führte eine leicht befestigte Holzleiter hinauf zur Zündkapsel. Die Leiter vom Erdboden zum Podest nahmen die Soldaten mit. Das geschah so auf beiden Seiten der Brücke. Den Bewohnern in den nahe gelegenen Häusern um den Laufenbach im Mündungsbereich wurde damals schon der Hinweis gegeben, sie müssten im Falle der Brückensprengung mit der völligen Zerstörung ihrer Häuser rechnen. Den Ernstfall müssten sie annehmen, sobald das Kriegsgeschehen herankomme.

Die Brückenwacht am Laufenbach zur Donau oblag den Männern des Aufgebotes im Volkssturm aus der Gegend. In den letzten Apriltagen 1945 näherten sich amerikanische Kampfverbände dem Bereich Vilshofen. Die Bewohner des Umfeldes der Eisenbahnbrücke hatten sich mit ihrem Vieh und den wichtigsten Habseligkeiten bereits zu befreundeten Bauern des Hinterlandes in Sicherheit gebracht.

Versprengte SS-Truppen setzten sich um den 30. April nach Süden ab. Der Zeitpunkt der Sprengung war gegeben.

Für die Nacht zum 1. Mai hatte Johann Nepomuk Greiler aus Seestetten im Volkssturm die Nachtwache für die Brücke einzuteilen. Die Sprengung war zu erwarten. So teilte er sich selber zur Wache ein und wählte dazu noch seinen vertrauten Freund Josef Loibl als zweiten Wachhabenden aus.

Seinen Plan gab er vorerst niemandem kund. Vom Sohn ließ er eine Leiter in die Nähe der Brücke tragen, weil da angeblich noch einige Bäume den Frühjahrsschnitt nötig hätten. Als dann die Dunkelheit hereingebrochen war und der Geschützdonner aus westlicher Richtung mächtiger wurde, holte er kurzentschlossen die Leiter heran, erstieg das Podest, weiter die obere Leiter, zog die Schutzkapsel heraus, schnitt die Züandschnur ab und warf diese und auch die obere Leiter, damit niemand mehr die Höhe der Sprengkammer erreichen konnte hinab und fort damit in die Donau. Die gleiche Aktion wiederholten sie an der Nordwand der Brücke. Die hauseigene Leiter versteckten sie gut. Sollte tatsächlich noch ein Sprengtrupp eintreffen, wären zeitraubende Arbeiten nötig gewesen, die Zerstörung der Brücke dennoch zu vollziehen.



Johann Nepomuk Greiler (links) und Josef Loibl, Bahnhofsvorstand von Seestetten, retteten in einer mutigen Aktion die Brücke vor der Zerstörung. (Foto: Scan aus SB 2, 1996)

Die beiden Bürger, befohlene Volkssturmlaute des letzten Aufgebotes, wussten sehr wohl, dass sie ihr Leben in die Waagschale warfen bei diesem furchtlosen Einsatz gegen unsinnige Zerstörung.

Ihrem Mut war das Glück zur Seite. Es konnte nicht geklärt werden, ob ein Sprengtrupp in der Nacht noch durchgekommen war. Die Anwohner durften alsbald in ihre Häuser zurückkehren. Die beiden Bürger hatten sich eiligst in die Wälder zurückgezogen und sie stell-

ten sich erst, nachdem die Waffen schwiegen. Sie waren vorsichtig und bewahrten ihre Heldentat noch lange für sich. Zu Lebzeiten haben sie weder Lohn noch Auszeichnung erhalten. Die Retter der Brücke mögen gut ruhen in der Heimaterde.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Lebensbilder aus Schweiklberg - Zum Ende des Krieges

von Pater Dietram Färber (†)

Mit dem Jahre 1945 begannen die militärischen Ereignisse das zivile Leben auch in unserer engeren Heimat mehr und mehr zu bestimmen. Die Fliegeralarme wurden immer häufiger, immer größer wurden die feindlichen Bombengeschwader, die über unsere Heimat hinwegflogen, um irgendwo ihr furchtbares Werk zu verrichten; immer öfter hörte man die Detonationen der Bomben von München und Nürnberg her; immer fanatischer prophezeiten die Parteileute und „Goldfasanen“ den Endsieg, immer kleinlauter wurden die Betrogenen und umso hoffnungsvoller wurde bei aller Furcht und Sorge das geknechtete Volk. Am 18. August 1943 sah man das erste Mal eine größere Einheit feindlicher Flieger über Schweiklberg und Vilshofen hinwegfliegen. Am 31. August wurde auf dem Türmchen über der Klosterpforte eine Sirene eingebaut. Im Exerzitenhaus wurde ein Alarmtelefon eingerichtet. Dieses hatte P. Donat bei Fliegeralarm zu bedienen, während sonst alles in die Keller ging. Am 15. November 1944 warf ein Flieger über der Alkofener Straße in der Nähe unseres Wasserbassins im Notwurf sieben Bomben, die beträchtliche Löcher im Boden aufrißen, aber sonst keinen Schaden verursachten.

Mitte Februar 1945 kamen Scharen von Flüchtlingen aus Schlesien und aus den Donauländern und suchten Unterkunft. Unsere Turnhalle wurde Lagerraum für ungarisches Heeresgut und Verpflegung, wie Zucker, Bohnen, Konserven. Die Bibliothek wurde mit Stoffballen belegt. [...]

Immer näher rollte die Front. Die Gerüchte und Alarmnachrichten hatten es noch eiliger. Am 18. April hieß

es, die Amerikaner seien in Regensburg durchgebrochen. Sofort musste alle öffentliche Arbeit im ganzen Bezirke ruhen. Nur der Volkssturm „arbeitet“. Br. Gerold musste mit unserem Hanomag zehn je dreißig Zentner schwere Fliegerbomben, die kurz vorher von Regensburg herangeschafft worden waren, auf die zwei Vilsbrücken und die Wolfachbrücke bringen. Beim Anrücken des Feindes sollten diese gesprengt werden. Die Donaubrücke war ohnehin schon mit Dynamit geladen. Bald stellte sich heraus, dass es ein blinder Alarm gewesen war. Die Brüder hatten viel Dienst beim Volkssturm. Wiederholt wurden sie auch nachts alarmiert. Neben den Straßen mussten Deckungslöcher und Panzerfaustwehren ausgehoben und an verschiedenen Stellen Straßensperren vorbereitet werden. Viele Leute brauchte man zum Wachdienst für Brücken und andere wichtige Punkte. Mehrere Brüder waren zur Wache auf der Donaubrücke und auf der Wolfachbrücke eingeteilt. Der Standort der Volkssturmwache war Schweiklberg.

Immer sehnlicher wurde der Wunsch, es möchte doch das sinnlose Zerstören und Töten ein Ende nehmen, bevor es das letzte Stück deutscher Heimat durchrast habe. Dem Reichskommissariat war am 21. Januar im Auftrag Himmlers zum 1. Mai gekündigt worden. So lange hofften sich die Herren noch in Schweiklberg halten zu können und erwarteten offenbar kein so schnelles Kriegsende. Sie wollten im Februar und März noch für den Fall, dass Schweiklberg bombardiert würde, ein großes Barackenlager am Waldabhang südwestlich vom Kloster gegen den Auhof bauen. Holz wurde ge-

fällt und behauen, und Keller wurden gegraben. Man wollte sogar noch eine Straße von der Auhofstraße quer durch den Acker in den Wald hinein bauen zum Transport von Baumaterial. Br. Arnulf protestierte gegen dieses Vorhaben, ebenso Herr Lang, obwohl er sich bei solchem Widerstand immer von Herrn Greifelt sagen lassen musste: "Ich lasse Sie noch erschießen, wenn Sie meine Pläne durchkreuzen wollen!" Der Straßenbau unterblieb, und es wurde auch nur eine kleine Baracke gebaut. Immer wieder beteuerten die Herren des Reichskommissariates, es müsse noch bis zum Mai ausgehalten werden; dann komme die neue Wunderwaffe und damit der Sieg. Aber Herr Greifelt und sein Gefolge hielten es selbst nicht so lange aus. Schon einige Zeit hindurch ging der Herr Reichskommissar, ein großer breitschultriger Mann, sehr gebückt und mit einem Stock daher. Eines Tages hieß es, der General werde die kommende Nacht wegen Krankheit nach Tirol verreisen. Tatsächlich reiste er am 10. April mit seiner Frau und seinem Stab ab. Vor der endgültigen Auflösung des Reichskommissariates wurden Akten, Möbel, Zimmereinrichtungen, Bilder, Kleidungsstücke, Kisten und Koffer in der Kirche in wüstem Durcheinander gelagert. [...]

An die Stelle des Reichskommissariates zog ein Heeresoberkommando unter General von Hellermann und General von Hassenstein in Schweiklberg ein und befahl von hier aus einen größeren Kampfabschnitt. Die SS-Stabskompanie des Reichskommissars, die noch hier war, wurde dem Heereskommando unterstellt und sämtliche männlichen Angestellten des Reichskommissariates, die irgendwie wehrfähig waren, wurden eingekleidet und in der kämpfenden Truppe eingereiht. General von Hassenstein, der sich nach dem Einmarsch der Amerikaner das Leben nahm, fragte sogar noch



Schweiklberg 1941 mit SS-Fahne (Foto: Sammlung F.Habermann)

beim Oberstabsarzt des Lazarettes, ob er keinen Mann mehr hergeben könne. Schweiklberg und die Stadt Vilsbiburg sollten zur Verteidigung eingerichtet werden.

Nun wurden auch die vielen in der Turnhalle und in der Bibliothek eingelagerten Bestände an Verpflegung und Textilien wieder weggeschafft. Eine SS-Gruppe von etwa zwanzig Mann, die unter dem Kommando "Hellrich" stand und schon seit längerer Zeit in Schweiklberg war, brachte den größten Teil auf Lastwagen weg. Ein Teil wurde an die Bevölkerung verteilt, auch das Lazarett wurde reichlich bedacht. Sogar von weither kamen Lastwagen. So hörte ein Bruder, wie der Fahrer eines Lastwagens zum Verwalter des Lagers sagte: "Ich bin von der Gauleitung Salzburg geschickt und soll sofort 100 Zentner Weizenmehl, Zucker und Fett aufladen." Das geschah alles ungefähr in der Zeit vom 15. - 25. April. Es entwickelte sich allmählich ein wirres Durcheinander: Partei, Wehrmacht, SS gaben Befehle und Anordnungen heraus, die nicht mehr ausgeführt wur-

den. Man wartete schon mit Ungeduld auf die Amerikaner und auf das Ende; nur eine große Angst lag auf allen Gemütern, ob das Ende, das die Rettung bringen sollte, nicht noch allen das Verderben bringen würde.

In Schweiklberg bestürmten in diesen Tagen und Wochen die Brüder und Schwestern in einmütigem Gebet den Himmel um Abwendung einer Verteidigung des Klosters, was die völlige Zerstörung Schweiklbergs bedeutet hätte. Am 24. April erschien Gauleiter Ruckdeschel mit seinem Stab und allen zuständigen Parteigrößen in Schweiklberg, um in einer nächtlichen Zusammenkunft mit den Militärs die Lage zu besprechen. Er gab schließlich den Befehl, dass Schweiklberg als Festung eingerichtet und verteidigt werden müsse. Nun wurden Munition und Waffen aller Art herangefahren und die Keller damit angefüllt.

P. Donat erfuhr von diesem Beschluss des Gauleiters. Da es um alles ging, suchte er um eine Besprechung mit dem kommandierenden General von Hellermann nach. Er legte diesem die ganze Sinnlosigkeit einer Verteidigung Schweiklbergs dar und wies besonders auch auf den Umstand hin, dass es unmöglich sei, das Lazarett neben dem Kloster bei einer Beschießung und Bombardierung zu retten. Er wies ferner hin auf die vielen Flüchtlinge, die vielen Frauen und Kinder, die sich in Schweiklberg aufhielten und nicht mehr wüssten, wohin. General von Hellermann, der selbst von dem Unsinn eines Widerstandes überzeugt war, gab gegen den direkten Befehl des Gauleiters Schweiklberg frei. Die ganze folgende Nacht hindurch wurden in Autokolonnen Munition und Waffen abgefahren, alle gesunden Soldaten ausquartiert und in die weitere Umgebung verlegt. Als letzter Soldat verließ General von Hellermann beim Morgengrauen das Kloster. Er hatte angeordnet: wenn sein Wagen hinter der Kiesgrube auf der

Straße nach Vilshofen verschwunden sei, solle die Rotkreuzfahne auf dem Turm gehisst werden zum Zeichen, dass Schweiklberg zum Lazarett und Asyl für Flüchtlinge erklärt sei. Bei Tagesanbruch wehten auch schon von den Türmen die Rotkreuzfahnen und rasch wurden auch die Dächer des Klosters und Seminars mit dem roten Kreuz bemalt, so dass diese von der Luft her und von allen Seiten deutlich sichtbar waren. Am 28. April wurde das Vilshofener Lazarett, das im Schulhaus untergebracht war, nach Schweiklberg in das Kloster und Seminar verlegt. Von überallher fanden sich zahllose Flüchtlinge ein, und viele Bewohner von Vilshofen verbrachten diese letzten Tage oder wenigstens die Nächte in den Luftschutzkellern von Schweiklberg. [...]

Am Abend des 29. April sah man auf der Höhe von Albersdorf jenseits der Donau die ersten amerikanischen Panzer auffahren. Infolge der [Donau-]Brückensprengung konnten sie vorerst nicht in Vilshofen eindringen. Es blieben aber mehrere Panzer auf der Höhe von Albersdorf zur Beobachtung stehen. Am Montag, dem 30. April, gab es eine neue Aufregung. Ein Trupp Soldaten mit einem Unteroffizier hatte den Auftrag, in Weizenbach eine Straßensperre zu errichten und den Feind mit Panzerfäusten aufzuhalten. Ein solcher Widerstand hätte Weizenbach und Schweiklberg in große Gefahr gebracht. Durch gutes Zureden der Leute ließen die Soldaten von ihrem selbstmörderischen Vorhaben ab und zogen in südlicher Richtung davon.

In den Morgenstunden des 1. Mai fuhren einige hundert [?] amerikanische Panzer, auf der Straße von Pleinting her kommend, mit ungeheurem Gedröhn in Vilshofen ein. [...] Nach Schweiklberg kamen keine amerikanischen Panzer. Erst nach zwei oder drei Tagen kamen amerikanische Ärzte, besichtigten die Lazarette und ließen mit eigenen Autos die Insassen eines

riesigen Lazarettzuges, der vom Osten her gekommen war und schon seit Tagen auf dem Aidenbacher Geleise abgestellt war, nach Schweiklberg bringen. Eine andere Gruppe von Amerikanern kam und verlangte die Herausgabe aller etwa vorhandenen Waffen und durchsuchte die Wohnungen und Räume des Reichskommissariates nach solchen. Länger als vierzehn Tage war nun ein wildes Durcheinander und eine herrenlose Zeit auf Schweiklberg. Wo sich vom Reichskommissariat oder von der Wehrmacht her noch eingelagerte Verpflegung oder alkoholische Getränke fanden, wurden sie geplündert und fortgeschleppt, nicht nur von den frei gewordenen Kriegsgefangenen, sondern auch von einzelnen Angestellten des Lazarettes und besonders von dem bunten Volksgemisch, das sich in den letzten Tagen des Krieges eingefunden hatte. Schnell hatten es diese Leute, die es vorher zumeist ganz wichtig mit der Partei gehalten hatten, verstanden, sich mit den Amerikanern anzufreunden. Dankbar gedenken wir der zwölf Franzosen, die nach fünfjähriger Gefangenschaft endlich frei waren und den Sieg zwar mit großer Be-

geisterung feierten, [...] sich aber durchaus keine Ausschreitungen zuschulden kommen ließen, sondern im Gegenteil in der Zeit der völligen Rechtlosigkeit treu zu unseren Brüdern standen. Nach etwa vierzehn Tagen zog eine ständige Wache der Amerikaner in Schweiklberg auf, so dass die ärgsten Missstände allmählich aufhörten. [...]

Es brauchte gar viel Geduld und Zeit und viele Verhandlungen mit der Militärregierung, mit den Lazarettvorständen und mit den Regierungsstellen in München und Regensburg, bis die Räume des Klosters, des Seminars und des Exerzitenhauses wieder frei waren und dem Kloster zurückgegeben wurden, und bis Kirche und Kloster wieder das sein konnten, was sie sein sollten: ein Haus Gottes.

Quelle:

Renner, Frumentius, Hrsg., Der fünfarmige Leuchter: Beiträge zum Werden und Wirken der Benediktinerkongregation, St. Ottilien: EOS Verlag 1990, S. 286 ff

Feige Morde an russischen Gefangenen bei Zeitlarn

von Peter Kugler (†)

April 1945: Wenige Tage vor Kriegsende wurden – wie auch an anderen Orten im Raum Passau – in der Nähe von Zeitlarn russische Kriegsgefangene die Opfer eines entsetzlichen Massakers durch deutsche Soldaten. Es ist dies eine Geschichte von feigen Morden an wehrlosen Menschen, aber auch von einem Deutschen, der sein eigenes Leben aufs Spiel setzte, um das Schlimmste zu verhindern – vergeblich.

Generalmajor Erich H. Hassenstein war es, der den Befehl gab, alle Kriegsgefangenen nördlich der Donau in den Raum unmittelbar südlich des Flusses zurückzunehmen. Darunter waren auch 25 russische Offiziere aus Eging, die dort im Gasthaus Fröhler untergebracht waren. Der für die Bewachung zuständige Major Johann Lorenz versuchte, den Befehl rückgängig zu machen, da die Zurücknahme der Kriegsgefangenen einem vom Stamm-lager (Stalag) Moosburg erlassenen Befehl widersprach. Trotzdem wurden die russischen Offiziere nach kurzem Aufenthalt in Vilshofen zum Offizierslager in Neustift – etwa sieben Kilometer südlich von Vilshofen – gebracht. Dort befand sich ein Lager mit rund 70 russischen Offizieren, die im nahen Steinbruch arbeiten mussten.

In einem Telefonat mit Hauptmann Hans Z., Kompanieführer beim Landeschützenbataillon, wollte der Steinbruchbesitzer Josef S. die Aufnahme der zusätzlichen Kriegsgefangenen abwehren. Er könne sie nicht unterbringen und verpflegen. Man einigte sich schließlich darauf, dass diese Kriegsgefangenen nur vorläufig in Neustift untergebracht werden sollten. S. ließ dann für sie im sogenannten Gefolgschaftsraum im Steinbruch Stroh

aufschütten und Decken bereitlegen. Er setzte sich auch mit dem Ernährungsamt in Vilshofen in Verbindung, um für die zusätzlichen Gefangenen Lebensmittel zu bekommen. Diese wurden ihm auch zugesagt. Am nächsten Tag hätte er sie abholen sollen.

Am gleichen Tag, vermutlich zwischen 15 und 16 Uhr, wurde Major Johann Lorenz von Major Ernst B., „Ja“ (Stabsoffizier/Taktik) und von General Hassenstein angerufen, der ihm den Befehl gab, die noch in Vilshofen befindlichen russischen Offiziere zu erschießen. Der Befehl sei – wie Zeugen später aussagten – damit begründet worden, dass die russischen Kriegsgefangenen Sabotage in einer Eisenbahnwerkstatt begangen hätten oder hätten begehen können. (Dem Verfasser Peter Kugler lagen keinerlei Hinweise vor, dass die von jenseits der Donau herübergebrachten Gefangenen in Vilshofen im Bereich der Eisenbahn eingesetzt waren. Bis zu ihrer Überführung nach Neustift können sie sich hier nur einige Stunden aufgehalten haben.)

Nach dem Anruf rief Major Lorenz seine engsten Mitarbeiter zu sich und erklärte: „Ich weigere mich unter allen Umständen, diesen Befehl auszuführen und bin bereit, die letzten Konsequenzen zu tragen.“ Die Gefangenen hätten nichts verbrochen, eine Erschießung wäre gegen jede Soldatenregel. Seinem juristischen Mitarbeiter diktierte er eine ablehnende Stellungnahme in die Schreibmaschine und bat darin, an der Front eingesetzt zu werden, um einen anständigen Heldentod sterben zu können. Er schrieb auch einen Abschiedsbrief an seine Frau. Hauptmann Z. übergab er „für den schlimmsten Fall“ sein Bataillon.

Anschließend – vermutlich zwischen 17 und 18 Uhr – fuhr er zu General Hassenstein, um ihn persönlich von seinem Entschluss zu unterrichten. Die Besprechung musste aber abgebrochen werden, als überraschend General Greiner aus München erschien, der damalige Oberbefehlshaber für Bayern.

Nachdem Lorenz wieder zu seinem Bataillon zurückgekehrt war, fand er dort den SS-Major P. vor, dem die 25 russischen Offiziere übergeben werden sollten. Lorenz weigerte sich, für die Übernahme Mannschaften und Material zur Verfügung zu stellen. (Aus den vorliegenden Zeitangaben zum Ablauf der Ereignisse kann geschlossen werden, dass die Gruppe der 25 russischen Offiziere – unter Bewachung – bereits nach Neustift unterwegs war; wahrscheinlich mussten sie dorthin zu Fuß marschieren). Die Gefangenen erreichten gegen 20 Uhr ihr Ziel, wo sie ohne Papiere dem Bewachungsunteroffizier H. von einem Obergefreiten übergeben wurden. Etwa zur gleichen Zeit hat in Vilshofen Hauptmann Z. von der Kompanie des Landeschützenbataillons 441 dem SS-Major P. die Gefangenen „papiermäßig“ übergeben.

Zwischen 21 und 22 Uhr an diesem 25. April rief Hauptmann Z. beim Unteroffizier H. in Neustift an, der das Kommando über die dortigen russischen Kriegsgefangenen führte. Er gab ihm den Auftrag, die 25 Gefangenen gegen Abgabebescheinigung an den SS-Major P. zu übergeben. Dieser erhielt seinerseits von Z. eine Bescheinigung, dass Unteroffizier H. ihm nur diese 25 Gefangenen „aushändigen“ durfte.

Im Kloster Schweiklberg war Bruder C. als Kraftfahrer für die jeweiligen Dienststellen eingeteilt, sein Lastwagen war im Kloster hinterstellt. Gegen 23 Uhr rief ihn Frau K. von der Klostervermittlung an seinem Hausanschluss an und sagte zu ihm wörtlich: „Steh‘ auf, die SS hat runtergerufen, Sie müssen sofort mit dem Lkw nach Ortenburg fahren!“ Er ging in die Garage und sah dort

bereits vier Soldaten auf ihn warten: ein Leutnant, ein Unteroffizier, die anderen konnte er sich nicht näher ansehen. Bruder C.: „Beim Unteroffizier sah ich an der Mütze den Totenkopf“ (Dieses Abzeichen trugen die Angehörigen der SS.)

Die Soldaten stiegen auf, und Bruder C. setzte den Wagen in Bewegung, Richtung Ortenburg. Als er den Berg heruntergefahren war, musste er an der Vilshofener Stadtturmkreuzung nach links abbiegen und hinter dem sogenannten „Konzertsaal“ [heute Amt für Digitalisierung, d. Hrsg.] beim damaligen Wehrbezirkskommando anhalten. Dort luden die Soldaten schnell noch „irgendetwas“ auf. Erst später kam Bruder C. die Überlegung, dass es Spaten gewesen sein könnten. Die Fahrt Richtung Ortenburg ging weiter. Nach etwa fünf Kilometern fragten ihn die – offensichtlich nicht ortskundigen – Soldaten, wo der Steinbruch Neustift sei. Auf seine Antwort, dieser werde gleich kommen, bekam er den Auftrag, mit dem Wagen in den Steinbruch zu fahren. Dort angekommen, wurde er von einem der mitfahrenden Soldaten in das Wachlokal der Wachmannschaft abgeführt, wo er warten sollte, bis man ihn abhole.

Das SS-Kommando ließ sich dann gegen Mitternacht vom ahnungslosen Bewachungs-Unteroffizier H. zunächst acht oder neun der neuangekommenen Kriegsgefangenen „zur besonderen Verwendung“ – wie der SS-Leutnant es ausdrückte – übergeben. Sie wurden auf den Lastwagen verladen, wo sie sich mit dem Gesicht nach unten hinlegen mussten. Zwei Stunden später wurden die übrigen russischen Offiziere mit demselben Lkw abgeholt. Die Gefangenen wurden in ein Waldstück bei Oberzeitlarn gefahren und dort erschossen. Nach Angaben eines Zeugen berichtete SS-Major P. bereits zwischen 0.30 und 1 Uhr, nach Angaben eines anderen Zeugen erst gegen 3 Uhr in Vilshofen über die erfolgten Erschießungen. Das steht zwar im Widerspruch zu den Wahrnehmungen an-

derer Zeugen in der Nähe des Erschießungsortes, es ist jedoch denkbar, dass P. noch vor den Erschießungen nach Vilshofen gefahren ist, bei der Exekution selbst vielleicht gar nicht dabei war.

Mehrere Anwohner haben am frühen Morgen des 26. April Schüsse aus dem Wald gehört. Sie dachten, dass die Amerikaner schon hier seien, vielleicht seien Fallschirmjäger abgesetzt worden. Als Lina St. gegen 4.30 Uhr aufstand, sah sie vorne an der Straße und an den beiden Feldwegen zum Wald aber deutsche Soldaten herumfahren.

Alois St. war gerade von seinem Hof zur Jagd aufgebrochen, als er einen Russen aus dem Wald laufen und dann in einem Dickicht verschwinden sah. Kurz darauf entdeckte er eine Blutspur und eine Russenmütze am Waldrand. Seine Schwester wiederum hatte am frühen Morgen gesehen, wie SS-Soldaten Kleiderbündel aus dem Wald wegschafften.

Anton St. war damals als Landeschütze zur Bewachung von zwanzig französischen Kriegsgefangenen in einem Lager in Unteriglbach abgestellt. Als er gegen 7 Uhr mit seinem Fahrrad von Knadlarn den Berg hochkam, sah er nahe bei seinem Anwesen in Oberzeitlarn zwei Soldaten an der Straße stehen. An den SS-Runen am Kragenspiegel erkannte er, dass es Angehörige der (Waffen-) SS waren. Auf seine Frage, was los sei, erhielt er zur Antwort, dass ein Russe angekommen sei. Die SS vermutete offensichtlich den geflüchteten Kriegsgefangenen noch in der Nähe. Auch im Steinbruch Neustift fuhr in den folgenden Tagen ein SS-Offizier in seinem Kübelwagen herum – vermutlich auf der Suche nach dem Geflüchteten.

Am frühen Morgen des 26. April wurde Bruder C. von einem Unteroffizier und einem Leutnant der SS in einem Kübelwagen vom Steinbruch abgeholt und nach Schweiklberg zurückgebracht. Dort sah er seinen Lastwagen am Klostereingang stehen. Er bemerkte, dass auf

dem Wagen noch Sachen geladen waren, die dann nach seiner Rückkehr vom Frühstück abgeladen waren. Fünfzehn Jahre nach Kriegsende erinnerte er sich noch bei seiner Vernehmung durch die Polizei: „Ich selbst fand dann auf meinem Wagen noch zwei Fußlumpen und einen Rasierpinsel.“

Kurz nach 8 Uhr desselben Tages erfuhr Steinbruchbesitzer S. von Unteroffizier H., dass die Gefangenen nachts wieder abgeholt worden waren – mehr nicht. Daraufhin bestellte er die tags zuvor beim Ernährungsamt Vilshofen angeforderten Lebensmittel wieder ab.

Anhand der vorliegenden Unterlagen lässt sich nicht mit letzter Sicherheit klären, wie viele russische Offiziere dem Massaker bei Zeitlarn zum Opfer fielen. Die Zahl der auf Befehl des militärischen Abschnittskommandeurs, Generalmajor Hassenstein, von Eging über die Donau zurückgenommenen Russen wird mal mit 25, mal mit 24 angegeben. Sicher ist nur, dass alle Gefangenen dieser Gruppe erschossen werden sollten. Da allgemein bekannt war, dass mindestens ein Russe den Erschießungen entkommen ist, wurde in den polizeilichen Protokollen von 24 Ermordeten ausgegangen.

Ein Zeuge behauptete allerdings, dass „zwei bis drei“ Russen vom Erschießungsort fliehen konnten. Die Zeitzeugin Lina St. meinte vor rund vier Jahren, dass zwei Russen fliehen konnten. Ihr Mann ist sich dagegen sicher, dass zwanzig in die Kiesgrube „eini’gschossen“ wurden, zwei flohen, einer wurde noch „im Holz“, d.h. im Wald, von seinen Verfolgern getötet, seine Leiche zum Massengrab zurückgeschleift. Der andere konnte – wahrscheinlich verletzt – entkommen und nicht wieder eingefangen werden.

Das würde erklären, warum auf der Gedenktafel, die über fünf Jahre später enthüllt wurde, nur 21 russische Offiziere erwähnt werden. Für die Hypothese, dass unter Umständen schon in den Jahren zuvor Leichen

exhumiert und woandershin überführt wurden, gibt es keinen auf Tatsachen beruhenden Anhaltspunkt.

Es ist in diesem Zusammenhang noch interessant, dass in der staatsanwaltlichen Ermittlungsakte sich eine „Lichtbildermappe“ mit Fotos von Friedhof und Gedenktafel befindet, die frühestens im Spätsommer 1950 aufgenommen worden sein können – in den Vernehmungsniederschriften und Sachstandsvermerken ist dagegen nie von 21 russischen Offizieren die Rede.

Die Erschossenen waren nur notdürftig verscharrt

Noch am dem Tag, an dem die Erschießungen stattfanden, entdeckte Alois Str. im Wald ein großes frisch ausgehobenes Loch. Ein französischer Kriegsgefangener hat einige Tage danach, noch vor Kriegsende, an dieser Stelle gegraben, wo die Toten verscharrt waren. Lina St. hat am 30. April von einer Frau, die damals in einem Nachbargehöft wohnte, erfahren, dass im Wald Russen begraben sein sollen. Gemeinsam gingen sie dorthin und entdeckten in einer ehemaligen Kiesgrube das Massengrab. Schon vor dem Auftauchen der Amerikaner – vermutlich am 2. Mai vormittags – hatten im Steinbruch Neustift die Wachleute ihre Gefangenen freigelassen. Sie warfen ihre Gewehre weg („nach hinten ,raus“), öffneten die Tore und verschwanden. Einige dieser Russen machten sich nach Zeitlarn auf, um dort den Ort im Wald aufzusuchen, an dem ihre Kameraden wenige Tage vorher erschossen worden waren. Sie zwangen mehrere Männer aus der näheren Umgebung, die nur notdürftig verscharrt Leichen auszugraben.

Anton St. musste ein „Tragl“ basteln, um die Leichen wegschaffen zu können. Dabei trieben ihn die Russen zur Eile an: „Oana hod mi mit am Seiteng'wehr hinten eini g'stoßn!“ Zumindest einige der etwa zwanzig Rus-

sen hatten Schusswaffen dabei – möglicherweise waren es die ihrer ehemaligen Bewacher im Steinbruch.

Die Situation war brenzlich: Offenbar waren die Russen der Meinung, dass (auch) Leute aus der näheren Umgebung ihre Kameraden umgebracht hatten. Sie drohten schon mit Erschießungen. Die Lage entspannte sich erst etwas, als zwei russisch sprechende Flüchtlinge den Russen erklärten, dass die Anwohner an der Ermordung ihrer Kameraden nicht schuld seien. Max Paul, der ehemalige Bürgermeister von Zeitlarn, schickte aber sicherheitshalber seinen Sohn nach Vilshofen zu den Amerikanern. Die kamen dann auch und entwaffneten die Russen.

Gefährlich wurde es auch für Alois („Lois“) Str., der am Morgen der Erschießungen im nahen Wald auf die Jagd gegangen war. Auch ihn wollten die Russen – nach einer anderen Quelle die Amerikaner – erschießen. Ihn rettete gerade noch ein französischer Kriegsgefangener, der zufällig in der Nähe war: „Bauer gut, nix SS!“ – dann durfte der Lois seine Hände wieder herunternehmen.

Die Leichen der ausgegrabenen Russen wurden vorne an der Straße auf einer Wiese abgelegt und zugedeckt. Vier Männern aus der Nachbarschaft wurde von den Amerikanern befohlen, die Leichen abwechselnd zu bewachen. Sie erhielten sogar Armbinden, auf denen in Englisch „irgendetwas draufstand“, um sie als Wachleute kenntlich zu machen. Als Bewaffnung – wohl zu Abwehr von streunenden Tieren – durften sie nur „einen Stecken“ dabei haben.

Einer von ihnen war der Vater von Lina St. Er erzählte später seiner Tochter, dass er eine Decke hochgehoben und gesehen habe, dass bei einigen Leichen das Geschlechtsteil abgeschossen oder weggeschlagen war, bei anderen hätten Arme und Füße gefehlt („abgewesen“), der Schädel sei eingeschlagen gewesen. Andere Zeugen

sollen ausgesagt haben, dass bei manchen Leichen auch die Augen ausgestochen, Nasen, Ohren und Zungen abgeschnitten gewesen seien. Das wird auch heute noch in der Bevölkerung so erzählt, die damals über das entsetzliche Verbrechen sehr empört war.

Die Leichen der erschossenen Russen wurden neben der Straße zwischen Zeitlarn und Knadlarn in dem Winkel der Feldwege nach Oberoh begraben, auf dem Grund von Anton St. Seine Frau Lina pflegte die Gräber, wofür sie von der Gemeinde Söldenau einen kleinen Betrag erhielt.

Georg Huber, der damalige amtierende Bürgermeister von Vilshofen, erinnerte sich in einer schriftlich vorliegenden Erklärung vom 12. Mai 1976 über seine kurze Amtszeit im Mai 1945: „Sogar um die Schaffung einer Grabstätte mit Denkmal für ermordete russische Offiziere in Neustift musste ich mich kümmern.“

Daraus ist aber offensichtlich nichts geworden: „Der „Russenfriedhof“ war jahrelang nur eine schlichte Anlage, lediglich mit einem Holzkreuz als Begräbnisstätte gekennzeichnet. Nach dem Krieg kam – wann genau, ist nicht mehr feststellbar – zu dem geschäftsführenden Beamten Wagner im Rathaus von Vilshofen eine Delegation der sowjetischen Militärmission mit einem Kommissar und zwei Begleitern und sprach wegen eines Denkmals für die Erschossenen von Zeitlarn vor. Er bat ihn auch gleich um einen Vorschlag für eine deutsche Inschrift. Nach Wagner's Erinnerungen habe er (W.) etwas Ähnliches vorgeschlagen wie: „Fern der Heimat gestorben für ihr Heimatland“, worüber der Kommissar sehr begeistert gewesen sei („Särr gutt!“).

Ende 1949 wurde auf Initiative von Dr. Philipp Auerbach, Präsident des Landesentschädigungsamtes und Staatssekretär im Innenministerium in München, damit begonnen, die vielen kleinen Friedhöfe in Bayern mit den

Opfern von Gewalttaten aus der Zeit des Nationalsozialismus zu würdigen Grabstätten umzugestalten. Das geschah auch mit dem „Russenfriedhof“ bei Zeitlarn. Die kleine Anlage wurde mit einer Mauer aus Granitsteinen umgeben, die vermutlich aus einem Steinbruch bei Nammering stammten, wo die ermordeten russischen Offiziere gearbeitet haben sollen.



Erst 1950 wurde die Gedenkstätte, der sog. „Russenfriedhof“, am Feldweg nach Oberoh mit einer Granitmauer umfasst, aber bereits in den 60er Jahren wieder aufgehoben. (Foto: StALa, Staatsanwaltschaft LG Passau 553)

Außerdem wurde in der Mitte der Anlage ein Sockel mit einer Gedenktafel errichtet, für die letzte Ruhestätte von „21 russischen Offizieren als Opfer des Nationalsozialismus“. Noch nach Jahrzehnten können sich Bewohner in der Umgebung genau an den Wortlaut des schlichten Sinnspruchs auf dem Gedenkstein erinnern: „Erde nun decke sie - Sonne bescheine sie - Regen beweine sie - Sturm einst erwecke sie!“ Innerhalb des kleinen Friedhofs stand - wahrscheinlich noch von früher - ein Birnbaum, der nach Angaben einer Anliegerin „besonders gut getragen“ hat.

Am 26. August 1950 wurde der neugestaltete Friedhof von Staatssekretär Auerbach und weiteren Vertretern des Freistaats nach Einbruch der Dunkelheit – ange-
 setzt war die Feier für 20 Uhr – feierlich eingeweiht. Die Zeitung schrieb damals über die „ganz besonders
 eindrucksvolle Feier“ in Oberzeitlarn: „Schulkinder
 mit brennenden Fackeln umrahmten das schlichte
 Mahnmal und auch hier wurden Kränze der Staatsre-
 gierung, des Landkreises, der Gemeinde und der Po-
 litisch Verfolgten niedergelegt. Auch dieses Denkmal
 erhielt seine kirchliche Weihe.“ Auerbach wurde auch
 sehr deutlich, als er forderte, dass es niemals wieder
 Konzentrationslager geben dürfe, „auch nicht unter
 dem Zeichen und der Fahne, unter denen die Toten einst
 kämpften, die hier ihre letzte Ruhe gefunden haben.“

Als der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsor-
 ge (VDK) daran ging, zentrale Begräbnisstätten für
 die Toten aller Länder zu errichten, wurde auch der
 Friedhof bei Zeitlarn aufgehoben. In den 60er-Jahren
 (?) wurden die Reste der Leichen exhumiert und nach
 Neumarkt in der Oberpfalz in die dortige Kriegsgräber-
 stätte überführt. Da sich der aufgelassene Friedhof auf
 seinem Grund befand, brach Anton St. die Mauer ab
 und erbaute mit den Steinen eine Stützmauer in und an
 seinem Stadl. Auch die Grundfeste der Friedhofsmauer
 wurde später entfernt. Für die Gedenktafel interessierte
 sich ein Vertreter einer bekannten Steinmetzfirma aus
 der Region, dem er die schwere Steinplatte für 50 Mark
 überließ. Seitdem ist sie verschwunden. Ob sie später
 abgeschliffen oder gar zertrümmert wurde – darüber
 kann nur gerätselt werden. Nichts erinnert seitdem an
 dieser Stelle an ein grausames Verbrechen, begangen
 an wehrlosen Menschen.

*An dieser Stelle sei vom Verfasser angemerkt, dass das
 Verbrechen ungesühnt blieb, wie Peter Kugler (†) dies*



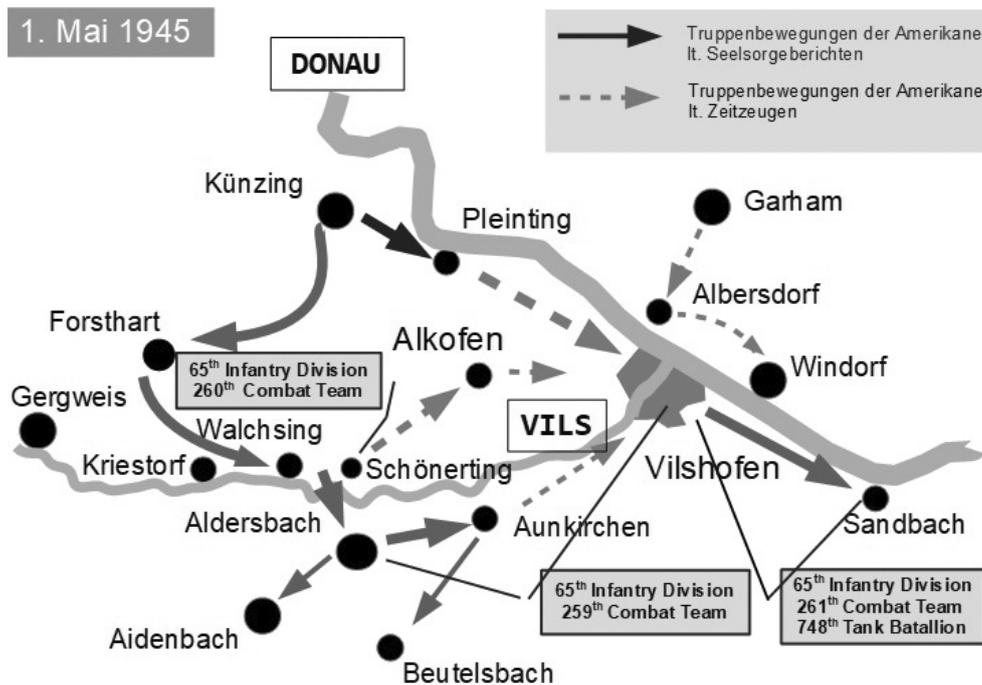
Erst 1995 wurde am Kriegerdenkmal in Zeitlarn eine Gedenktafel mit der Inschrift: **DIE ERMORDETEN RUSSISCHEN SOLDATEN SIND NICHT VERGESSEN** angebracht. In einer Gedenkfeier am 25. Mai 1995 legten Bürgermeister Hans Gschwendtner und Landrat Franz Meyer bei der Enthüllung der Gedenktafel für die ermordeten russischen Offiziere einen Kranz nieder. (Foto: Sammlung R. Ziegler)

*im Originalbeitrag 1996 ausführlich darlegte. **Generalmajor von Hassenstein** nahm sich Anfang Mai 1945 das Leben, **Erich B.**, Major der Wehrmacht wurde 1946 ermordet. Die Nachforschungen der Ermittlungsbehörden nach **Guntram P.**, Sturmbandführer (Major) der Waffen-SS führten zu keinem Ergebnis. Die Vorwürfe gegen den Steinbruchbesitzer **Josef S.** wurden nicht aufrechterhalten. Das 1948 eingeleitete Ermittlungsverfahren stellte die Staatsanwaltschaft am 17. Januar 1972 endgültig ein.*

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

DAS KRIEGSENDE IN VILSHOFEN



Truppenbewegungen der Amerikaner Anfang Mai 1945 im Raum Vilshofen (Grafik: Toni Keil)

Obige Grafik zeigt in groben Zügen die Truppenbewegungen der Amerikaner Ende April bzw. Anfang Mai im Raum Vilshofen.

Den amerikanischen Truppen war bei ihrem Vorstoß nach Ostbayern die Kriegsmüdigkeit der deutschen Soldaten und der Zivilbevölkerung bekannt, was sie in ihre militärischen Überlegungen einbezogen. Das Geschehen der letzten Kriegstage in unserer Region beschränkte sich bis auf einige Ausnahmen fast ausschließlich auf die kampflöse Übergabe bzw. Einnahme

von Dörfern und Städten. Gleichwohl brachten auch bei uns einzelne Kampfhandlungen oder Übergriffe für die Zivilbevölkerung Verderben und viel Leid.

Den Einmarsch der amerikanischen Truppen in Vilshofen betreffend sind im Folgenden teilweise widersprüchliche bzw. unterschiedliche Darstellungen oder Wahrnehmungen einzelner Details zu lesen. Dies ist sicher der großen Zeitspanne in der Rückschau durch die Zeitzeugen geschuldet. Allerdings führt es zu keinen Verzerrungen der damaligen Ereignisse.

Am 1. Mai 1945 war der Krieg in Vilshofen zu Ende

von Ronald Ziegler



In der Wohnung von Kreisleiter Wolf in der "Villa Maria" spielte sich am letzten Kriegstag noch eine dramatische Szene ab. (Foto: R. Drasch)

Am Nachmittag des 1. Mai 1945 ging für die Vilshofener der Zweite Weltkrieg mit dem Einmarsch der Amerikaner in die Stadt zu Ende. In den letzten entscheidenden Stunden davor stand die ganze Stadt unter kaum mehr erträglicher Spannung.

Mit ihrem dumpfen Ton trug die Sirene in den ersten Abendstunden des 30. April die Kunde vom Anmarsch der Amerikaner in jedes Haus. Die verantwortlichen Männer aber und den Volkssturm rief sie auf die angewiesenen Alarmplätze. Josef Dengler, der später als Redakteur des *Vilshofener Anzeiger* darüber berichtete, war für diesen Ernstfall für die Telefonvermittlung in der Kreisleitung eingeteilt, wo er bis in die frühen Morgenstunden ausharrte.

Anhand der einlaufenden Meldungen konnte er den Vormarsch der Amerikaner genau verfolgen. In derselben Nacht rückten sie mit ihren Panzern auf der Hauptstraße von Osterhofen kommend bis unterhalb Pleinting vor. Eine andere Abteilung rollte über Forsthart ins Vilstal bis Aldersbach und bog dann nach Aidenbach ab. „Nirgends war es zum Glück zu Kampfhandlungen gekommen, da sich die zusammengezogenen schwachen Truppen- und Arbeitsdienzeinheiten vor der heranrückenden Übermacht des Gegners absetzten oder teilweise auflösten“, berichtete Josef Dengler.

Auch Generalmajor Erich Hassenstein und Kampfkommandant Major Frisch zogen sich von Schweiklberg über die Vils und Wolfach nach Zeitlarn zurück. Dieses „planmäßige Absetzen“ hatte zur Folge, dass Kreisleiter Wolf und eine Handvoll Männer (Wabel, Voran, Otto Simon, Josef Weiß, Helling und Schedlbauer – Bürgermeister Willeitner lag mit einem Nervenzusammenbruch schon im Krankenhaus) wieder freie Entschlüsse fassen konnten. Ihre erste Entscheidung war die Auflösung des Volkssturms, worauf die in der Städtischen Realschule [heute OBAG-Gebäude in der Vilsvorstadt, d. Hrsrg.] untergebrachten Männer erleichterten Herzens zu ihren Familien heimkehrten.

Nachdem ihn auch der zum Telefondienst zugeteilte Volkssturmmann verlassen hatte, verfolgte Josef Dengler in der Kreisleitung mutterseelenallein am Kopfhörer der Vermittlung das Geschehen der Nacht, soweit es sich über den Leitungsdraht abspielte. Wolf und einige verantwortliche Männer befanden sich in der Wohnung

des Kreisleiters in der Ortenburger Straße, wohin auch sämtliche Telefongespräche vermittelt wurden.

Unter den Anrufern war auch Gauleiter Ruckdeschel, der sich eingehend über die Lage Bericht erstatten ließ. Er war über den Vormarsch der amerikanischen Truppen entrüstet und forderte Wolf auf, auszuharren und alles zu tun, um den Feind aufzuhalten. Wolf hatte ursprünglich mit Major Stiegler Vilshofen verlassen und sich nach Pfarrkirchen absetzen wollen. Dies hätte ihn wohl das Leben gekostet.

„Verräter“ Wolf wäre fast noch erschossen worden

Doch auch in seiner Wohnung war Kreisleiter Wolf nicht sicher. Zusammen mit seinen Mitarbeitern wäre er in letzter Stunde – es war mittlerweile fast zwei Uhr früh am 1. Mai – noch fast ein Opfer eines jener Willkürakte geworden, wie sie damals nicht selten waren.

Kurz nach Mitternacht war nämlich ein Adjutant Hasensteins erschienen, um sich über die Lage zu orientieren. „Hasso-Süd“, der Kommandostab des Generalmajors, hatte bis dahin nicht die geringste Ahnung vom raschen Vormarsch der Amerikaner und der Hauptmann wollte die gegebenen Tatsachen nicht glauben. Als ihm Otto Simon jedoch die schriftlich festgehaltenen Telefonate unter die Nase hielt, verließ er völlig bestürzt den Raum. Auf seine vorher noch an Wolf gerichtete Frage, was der Kreisleiter nun zu tun gedenke, antwortete ihm dieser zwar ehrlich, aber völlig undiplomatisch mit einem kategorischen „Nichts!“.

Dieses Wort sah „Hasso-Süd“ aber als ein Zeichen des Verrats an und schickte ein etwa 10 bis 15 Mann starkes SS-Kommando nach Vilshofen, von dem ein Teil die Villa Maria umstellte. Der SS-Hauptmann und sechs Mann drangen mit entscherten Maschinenpi-

stolen in die Wohnung ein. Die noch anwesenden Personen, Wolf, seine Frau und deren Mutter, Otto Simon, Schedlbauer sowie Josef Weiß und seine Frau, sahen angesichts der drohend auf sie gerichteten Waffen ihre letzte Stunde gekommen.

Es kam zu einer mehr als aufregenden Szene, als Wolf sich weigerte, mit nach „draußen“ zu kommen. Nur dem Umstand, dass Simon den SS-Offizier kannte, war es schließlich zu verdanken, dass verhandelt werden konnte. Vielleicht war es auch die Aussichtslosigkeit jeglichen Tuns, das die Männer ihren Auftrag nicht ausführen ließ. Das SS-Kommando zog schließlich nach einem längeren Telefongespräch mit „Hasso-Süd“ wieder ab – gleichsam ein letzter Spuk aus einer zusammenbrechenden Welt.

Die letzten Schüsse fielen vom Kirchturm

Wie gelähmt war die Stadt am 1. Mai 1945. Vor Angst, was mit den Amerikanern auf sie zukommen würde, wagten sich die Vilshofener kaum mehr auf die Straße. „Am Hördterberg wurlte es auf einmal von amerikanischen Soldaten“, erinnert sich Maria Steinleitner. Mit einem Fernglas konnte sie das vom Hof ihrer Familie in Schmalhof aus gut beobachten. Doch diese Truppen zogen nicht in die Stadt ein, sondern bogen nach Süden ab. Wenig später jedoch rückten amerikanische Panzer aus Richtung Pleinting an.

Plötzlich hing aus der Friedhofskirche eine weiße Fahne. Maria Steinleitner: „Für uns war dies das Zeichen, die Stadt wird nicht verteidigt, jetzt ist Ruhe, keine Gefahr mehr.“

War Josef Wagner tags zuvor bei seinem „Ausflug“ zu den Amerikanern einer Verhaftung noch entgangen, fiel er jetzt doch noch in die Hände der anrückenden Truppen. „Genau vor unserem Haus in der Kapuziner-

straße sind sie stehengeblieben“, erinnert sich Wagner. Er hatte kurz zuvor im Garten die weiße Fahne gehisst und die Nachbarn haben es nachgemacht.

Aber dann entwickelte sich auch schon die erste brenzlige Situation: Das Wagner-Haus, Kapuzinerstraße 54, wurde sofort von den Amerikanern in Beschlag genommen. Aber der erste Stock war damals von der Gendarmerie angemietet. Wie es sich für Amtsräume gehörte, waren die Wände mit Hitler-Bildern geschmückt. Es war nicht leicht, den Amerikanern zu erklären, dass die Familie Wagner damit nichts zu tun hatte.



Nach dem Einmarsch in Vilshofen postierten die Amerikaner Kampfpanzer auch an der Aidenbacher Straße. (Foto: StAV, Nr. 3080)

Dann haben sich die Amerikaner im Hause Wagner breit gemacht. Aber sowohl Josef Wagner als auch seine Schwester Barbara Lang bestätigen: „Sie haben sich jederzeit korrekt verhalten. Es ist zu keinen Übergriffen gekommen.“

Trotzdem kam Wagner um die Gefangennahme nicht herum, denn dass er Soldat war, konnte er nicht verheimlichen. Und so startete am 2. Mai in der Frühe ein Lastwagen mit 70 gefangenen Vilshofenern in Richtung Osterhofen. „Jetzt ist es aus, die erschießen uns in einer Kiesgrube“, dachten sie sich. Aber das Ziel war das Amtsgericht Osterhofen, das bis unters Dach mit Gefangenen, ehemaligen Wehrmachtssoldaten, vollgestopft wurde.

„Die ersten drei Tage hat es nichts zu essen gegeben, dann drei Zigarren“, erinnert sich der Vilshofener, der bis zum 8. Mai dort aushalten musste. Dann konnte er mit Hilfe seiner Schwester, die als Rot-Kreuz-Helferin bei der Versorgung der Gefangenen eingesetzt war, in einem unbeobachteten Moment fliehen und sich zu Fuß in die Heimatstadt absetzen.

Wie sich die Übergabe der Stadt abspielte, hat Hildegard Meyer mitverfolgt: „Am Spätnachmittag habe ich aus dem Fenster meines Zimmers an der Donaugasse/Ecke Obere Vorstadt rausgeschaut. Alles war still. Plötzlich sah ich drei oder vier Jeeps von der Kapuzinerstraße kommend durch das Stadttor fahren. Ich habe sofort gewußt, das müssen die Amis sein.“ Von einer Mauernische beim Kaufhaus Kerschensteiner am Stadttor [heute Café VOF; d. Hrsg.] aus hat sie dann alles beobachtet.

Der Wolfertetterbräu Georg Huber, Stadtpfarrer Dr. Carl Boeckl und der Salvatorianer-Pater Theotimus Eisele sind mit einer weißen Fahne den Amerikanern am Stadtplatz entgegengegangen und haben ihnen damit die Stadt kampfflos übergeben. „Plötzlich tauchten aus den Fernstern am Stadtplatz weiße Handtücher oder Leintücher auf, Leute kamen auf den Platz“, erinnert sich Hildegard Meyer.

Doch kurz nach der Übergabe hörte sie plötzlich Schüsse runter vom Turm der Stadtpfarrkirche [dazu gibt es unterschiedliche Darstellungen, d. Hrsg.]. Zwei amerikanische Soldaten wurden von den Kugeln getroffen. Die Amis umstellten mit ihren Jeeps die Kirche und zielten mit den darauf montierten MGs auf den Turm. „Weg! Weg!“ schrien die Soldaten die Leute an und trieben sie mit ihren Gewehren wieder in die Häuser. Selbst suchten sie in den Hauseingängen nach Deckung. Schnell machte danach die Drohung des US-Kommandeurs die Runde: „Wenn einer der beiden getroffenen Soldaten stirbt, wird ganz Vilshofen in Schutt und Asche gelegt.“ Jetzt hatten viele wieder große Angst.

„Nach ein paar Stunden durften die Leute wieder auf die Straße und mußten auf Befehl der Amis die Panzersperren wegräumen. Danach, gegen Abend, hat es geschneit und gerattert. Kaum, daß sie durch das Stadttor kamen, fuhren fast ununterbrochen gepanzerte Fahrzeuge durch die Stadt. Für Vilshofen eine Sensation. Einige Vilshofer Frauen begrüßten die Amerikaner mit kleinen Blumensträußchen winkend als Befreier.“ Abends ging dann schon Matthias Weinzierl, der Gemeindediener der Stadt und bekannt als „Schnauzbart Hias“, mit seiner Glocke durch die Straßen und rief die erlassene Ausgangssperre von 19 Uhr bis 7 Uhr früh aus.

Georg Huber musste die Stadt übergeben

Brauereibesitzer Georg Huber, zum Kriegsende 2. Bürgermeister und Luftschutzleiter der Stadt Vilshofen, schilderte am 12. Mai 1976 dem ehemaligen Geschäftsführenden Beamten der Stadt, Max Wagner, die Übergabe der Stadt an die Amerikaner:

„Nachdem der 1. Bürgermeister Anton Willeitner am 30. April wegen eines Nervenzusammenbruchs ins

Krankenhaus ging, wurde ich als dessen Vertreter zur Kreisleitung beordert. Dort wurde mir aufgegeben, die Stadt an die amerikanische Truppe zu übergeben. Wie, sei meine Sache. Von der Kreisleitung aus ging ich in meine Luftschutzbefehlsstelle im Haus Stadtplatz 16 (Heinrich Huber) zurück. Dort setzte ich mich sofort fernmündlich mit dem Bürgermeister der Stadt Osterhofen (Semmler) ins Benehmen. Von diesem konnte ich erfahren, daß die Amerikaner bereits in Osterhofen waren und von dort in Richtung Gergweis abgeschwenkt seien.

Von Aldersbach kam die Nachricht, daß sich die Amerikaner in Richtung Vilshofen bewegten. In Aunkirchen sind sie jedoch nach Beutelsbach abgewichen. Nachdem bereits die amerikanischen Panzer zu hören waren, ging ich diesen in der Aidenbacher Straße entgegen. Bei Peter Meier (Aidenbacher Str. 16) ließ ich mir eine weiße Fahne. Ich ging weiter in Richtung Ziegelei Waldherr, [heute Lidl, d. Hrsg.] bis zum Anwesen des Xaver Bauer (Aidenbacher Str. 31) und konnte dort feststellen, daß sich die amerikanischen Panzer erst im Raum Alkofen bewegten. Ich ging daraufhin wieder in meine Befehlsstelle zurück. Der Kampfkommandant der Stadt Passau, Major König, erkundigte sich bei mir telefonisch über die Situation in unserem Raum.

Um 17 Uhr trafen die Amerikaner in Vilshofen ein. Als dies gemeldet wurde, ging ich mit einer weißen Fahne vor das Rathaus und übergab durch eine förmliche Erklärung die Stadt den amerikanischen Soldaten. Sie erteilten mir den Auftrag, umgehend die vom Volkssturm in der Stadt errichteten Barrikaden beseitigen zu lassen.

Besondere Schwierigkeiten bereitete die Verpflegung für ca. 300 ehemalige kriegsgefangene Russen im Konzertsaal. Durch Sonderschlachtungen von Rindern und

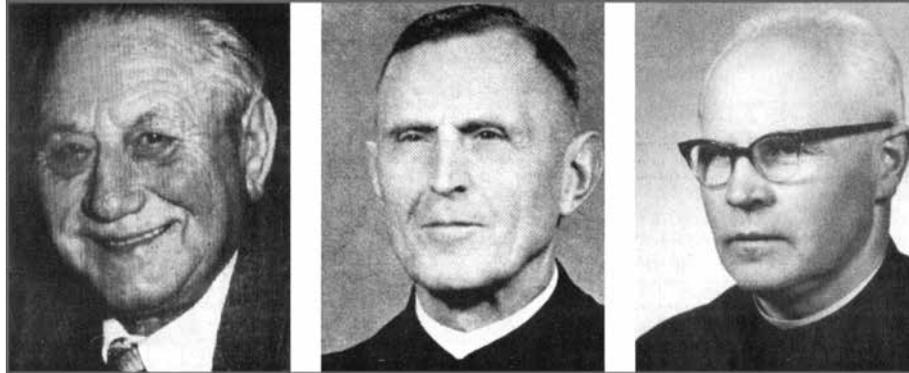
die Verwendung von Konserven aus Beständen der SS in Schweiklberg, Zulieferungen von örtlichen Geschäften konnte dies im ausreichenden Maße bewerkstelligt werden. Neben der Beschaffung von Unterkünften für die einzuquartierenden amerikanischen Soldaten (darunter zwei Generäle und deren Ausstattung) mußte eine Menge von Sonderwünschen erfüllt werden.“

Georg Huber wurde von den Amerikanern bis Monatsende zum Bürgermeister Vilshofens bestellt und

musste ihre Tagesbefehle entgegennehmen. Am 1. Juni 1945 wurde der Hotelier Franz Wieninger von den Amerikanern zum Bürgermeister der Stadt Vilshofen ernannt.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996



Georg Huber (v.l.) übergab die Stadt den Amerikanern, Stadtpfarrer **Dr. Carl Boeckl** u. Pater **Theotimus Eisele** begleiteten ihn. (Foto: Scan aus SB 02, 1996)

„Dann krachte es plötzlich, als ob jemand schießt“

von Gesine Hirtler-Rieger

Herbert Buchert war 16 Jahre alt, als die Amerikaner kamen. Damals wohnte er in der Fischergasse, in einem Haus direkt an der Vils, das über 500 Jahre alt ist. Dort lebt er auch heute noch. Am 1. Mai wartete er angespannt auf den Einmarsch der Soldaten: „Ich stand mit vielen anderen in der Fischergasse, wir sahen die Panzersperre vor der Vilsbrücke, das waren große Baumstämme, die quer über der Straße lagen. Auf der anderen Seite der Vilsbrücke lag seitlich eine große Fliegerbombe, die sollte eigentlich gezündet werden, wenn der Feind kommt – aber sie wurde nie scharf gemacht.“

Dann kamen die Jeeps die Aidenbacher Straße hinunter. Auf ihnen thronten Soldaten mit Gewehren im Anschlag, die nach allen Seiten hin sicherten. Vor der Panzersperre blieb der Jeep stehen. „Mein Nachbar schleppte die Baumstämme dann mit seinem Pferd in die Fischergasse hinein, so dass der Jeep weiterfahren konnte.“ Danach konnten auch die Panzer die Brücke überqueren und auf den Stadtplatz rollen. Für sie war dies der einzig mögliche Zugang, da das Tor im Stadtturm zu schmal war. [Diese Situation wird von Zeitzeugen unterschiedlich dargestellt, d. Hrsg.]

Als die Jeeps die Vilsbrücke passierten und Kurs auf den Stadtplatz nahmen, packte Herbert Buchert die Neugier. Er ging hinterher, und dann passierte es. „Ich stand gerade auf der Vilsbrücke, als es plötzlich laut krachte. Es klang, als ob jemand schießt.“ Der Schreck war groß, man hörte die Amerikaner schreien, die mit ihren Jeeps die Kirche umstellten. Später erfuhr man, dass zwei amerikanische Soldaten von den Kugeln

getroffen worden waren und der US-Kommandeur gedroht hatte, die Stadt in Schutt und Asche zu legen, wenn einer der beiden sterben sollte. Mit ihren MGs schossen die Soldaten auf den Kirchturm hinauf, wo sie den Schützen vermuteten. „Ich hörte, wie die Querschläger oben gegen die Glocken prallten, ein durchdringendes Geräusch war das.“

Doch da oben war niemand, sagt Buchert: „Der damalige Stadtpfarrer Dr. Carl Boeckl versicherte später, dass der Turm abgeschlossen worden war und niemand hätte hinaufgehen können.“ Jahre später hat Buchert von einem Spezl erfahren, wo der Schütze wohl wirklich saß: im jetzigen Bekleidungshaus „Modetrend“ am Stadtplatz gleich nach der Vilsbrücke [heute Weltladen, d. Hrsg.]. „In diesem Haus war früher ein Lokal der Flieger-Hitler-Jugend. In der Mauer war ein Ventilatorgehäuse angebracht worden. Der Schütze war ein eingefleischter Nazi, er schoss durch die Lamellen des Ventilators hindurch auf die Amis und flüchtete dann über einen Hinterausgang“.

Nach der Schießerei kehrte nur langsam Ruhe ein. Die Menschen, die zuvor in die Häuser getrieben worden waren, durften wieder herauskommen und räumten auf Befehl der Amerikaner sämtliche Panzersperren weg. Gegen Abend kamen dann weitere Panzer und blieben auf dem Stadtplatz stehen. Buchert erinnert sich, wie er einen Tag später zum Stadtplatz ging und beobachtete, wie die Land- und Hilfspolizisten antreten mussten, auf einen Jeep gesetzt wurden und vermutlich nach Landshut gebracht wurden. Zuvor mussten sie ihre Waffen

abgeben wie überhaupt die gesamte Bevölkerung sowie der Kreisjagdmeister: „Der hatte ziemlich viel Gewehre!“ Die Soldaten nahmen sie entgegen, schlugen sie gegen die Panzer, um den Lauf zu verbiegen und warfen sie dann auf die Pferdewägen.

Die Patronen wurden jedoch vorher entnommen. Die Munition und so manche Kleinwaffen warfen die Amerikaner in die Vils. „Später haben viele danach getaucht. Mein Nachbar hat mal einen Dolch herausgefischt, ein ganz besonders Stück“, sagt Buchert. Auch das ein oder andere Gewehr wurde aus der Vils zurück ans Tageslicht befördert, gereinigt und hergerichtet.

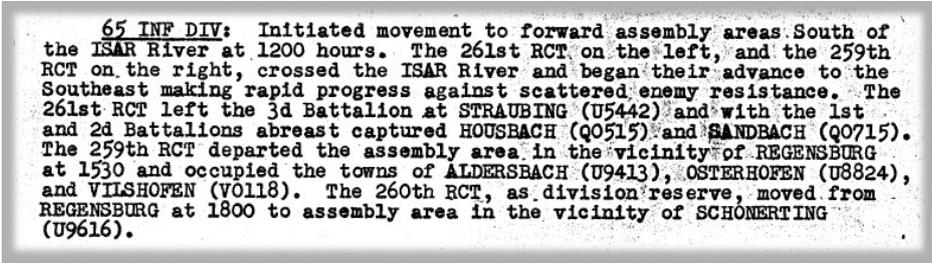
Nachdem die Stadt übergeben worden war, herrschte Erleichterung, sagt Buchert. Ganz anders die Tage vor der Kapitulation, da war die Angst groß gewesen. Der Senior erinnert sich an bange Stunden im Luftschuttkeller unter der Bürg. „Das waren riesige Gewölbe, in denen ein ganzes Haus Platz gehabt hätte. Halb Vilsho-

fen ist da gesessen und hat ausgeharrt, bis Entwarnung kam. Manche haben den Rosenkranz gebetet.“

Richtig brenzlich wurde es, als Panzer der Amerikaner bereits auf der anderen Donauseite zwischen Schmalhof und Windorf standen, wegen der gesprengten Brücke aber nicht nach Vilshofen fahren konnten. Auf Höhe des heutigen Klärwerks an der Donau war eine Flugabwehrkanone (Flak) auf einem Bahnwaggon aufgebaut worden. „Als diese die amerikanischen Panzer sahen, haben sie über die Donau hinweg auf sie gefeuert. Und die haben natürlich zurück geschossen. Die Kugeln schlugen in nächster Nähe zum Krankenhaus ein, das hätte schlimme Folgen haben können.“ Doch am Abend des 1. Mai war der Spuk vorbei, und für die Vilshofener war der Krieg zu Ende.

Quelle:

VA, 1. Mai 2015, Nr. 100, S. 18, Gesine Hirtler-Rieger/PNP



65 INF DIV: Initiated movement to forward assembly areas South of the ISAR River at 1200 hours. The 261st RCT on the left, and the 259th RCT on the right, crossed the ISAR River and began their advance to the Southeast making rapid progress against scattered enemy resistance. The 261st RCT left the 3d Battalion at STRAUBING (U5442) and with the 1st and 2d Battalions abreast captured HOUSBACH (Q0515) and SANDBACH (Q0715). The 259th RCT departed the assembly area in the vicinity of REGENSBURG at 1530 and occupied the towns of ALDERSBACH (U9413), OSTERHOFEN (U8824), and VILSHOFEN (V0118). The 260th RCT, as division reserve, moved from REGENSBURG at 1800 to assembly area in the vicinity of SCHONERTING (U9616).

Auszug aus dem „Report of Combat Operations, 1 May to 8 May 1945“ der 65th Infanterie Division des XX. Korps der US Armee. Darin ist festgehalten, dass die Ortschaften Osterhofen, Aldersbach und Vilshofen am 1. Mai 1945 von dieser Einheit eingenommen worden waren. (Quelle: xxcorps.com)

Vorstoß der Amerikaner

In **Alkofen** fanden laut Bericht vom 30. Mai 1945 des dortigen Seelsorgers Karl Beck keinerlei Kriegshandlungen statt. Laut Zeitzeugen verhandelten Pfarrer Beck und Karl Urlbauer, der einige Jahre in den USA gelebt hatte und sich somit in englischer Sprache verständigen konnte, mit den von Schönerting über Thannet herankommenden Amerikanern. So konnte das Dorf ohne irgendwelche Kampfhandlungen übergeben werden. Im Gegensatz dazu wurde **Sandbach** und Umgebung stark in Mitleidenschaft gezogen. Dessen Schicksal wird noch in einem separaten Beitrag beschrieben. Über den Einmarsch der Amerikaner in **Vilshofen** wurde schon ausführlich berichtet. **Aunkirchen** und **Pleinting** betreffend gaben die Seelsorger Josef Heller und Joseph Böckl folgendes wieder:

Aunkirchen

„Über das außerordentliche Geschehen der Monate April/Mai 1945 ist zu berichten: Die Pfarrei Aunkirchen ist ohne irgendwelche ruinöse örtliche Kriegsbeschädigungen aus dem „3. Reich“ in die neue Zeit gekommen. Zwar war der Pfarrbezirk mit seinen Hügelwellen und Wäldern strategisch günstiges Kampfgebiet, als Auffang- und Abwehrlinie ausgedacht. Aber es kam der Amerikaner mit seiner Panzerübermacht so überraschend und stark und es traf für die hier um [den] Pfarrhof am Berg und im Pfarrdorf postierte SS die bestellte Wehrmachtsverstärkung nicht mehr zeitig genug ein, so dass ein Kampf nicht mehr möglich war. Schon am frühesten Morgen des 1. Mai kamen aus Richtung Eichendorf-Aldersbach die amerikanischen Panzer hier durch. Ein Glück wars zu nennen, dass die Amerikaner nicht den Pfarrerberg herauf direkt Richtung Vilshofen fuhren, wie man erwarten musste, und deshalb auch in unmittelbarer

telbarer Nähe des Pfarrhofs eine Panzersperre gebaut hatten - es wären dann wohl noch einige Panzerfäuste abgeschossen worden, die bereit lagen -, sondern dass sie im Dorfe am Kirchplatz nach Richtung Beutelsbach abschwanden. Um 6 Uhr früh des 1. Mai war die Lage schon vollständig in Händen der Amerikaner und als zum 1. Mai Leute aus den benachbarten Ortschaften zum Gottesdienste herbeikamen, erfuhren sie hier erst von dem bedeutsamen Geschehen der allerletzten Stunden, dass wir hier so still und unberührt aus dem Terrorreiche Hitlers und seines Nazitums gekommen waren. Als um 8 Uhr die Hauptmacht der amerikanischen Panzer durchfuhr, wurden die fremden Soldaten von der Bevölkerung als Befreier jubelnd begrüßt.“

Pleinting

„Der die schöne fruchtbare Donauebene (Kornkammer Bayerns) abschließende Frauenberg, auf dem die heilige Mutter unseres Herrn seit uralter Zeit eine Gnadenstätte hat und den zu Füßen des Berges liegenden Markt Pleinting wie unter ihrem Schutzmantel hält, war von jeher ein günstiger Verteidigungspunkt gewesen. [...] Diese natürlich gute Lage des Frauenberges hat dann auch die SS zur zwerghaften Verteidigung mit Artilleriegeschossen versehen gegen die von Regensburg, Straubing und Plattling herandrängenden Feinde. Sie stellte vier Eisenbahn-Flak-Wagen vor dem Markte auf, errichtete Panzersperren, riss die alte Staatsstraße auf, sprengte die neue Staatsstraße und den Eisenbahnkörper im Osten des Marktes, stellte Gruppen von Panzerfausträgern auf. Viele Leute verließen den Markt. Aber Gottes Güte und Barmherzigkeit hat uns wunderbar gerettet. Der Feind erfuhr im Stillen, dass Pleintings Bürgerschaft die Freigabe übermitteln ließ, und weil die Straßen gesprengt waren, zog er übers Vilstal nach Vilshofen und

damit wurde auch Vilshofen gerettet, weil man den Feind mehr von Pleinting her erwartete.“

Eindrücke zur Haltung der Bevölkerung

Die Seelsorger ließen auch Bemerkungen zur allgemeinen Stimmung bzw. Haltung in der Bevölkerung, vor allem bei ehemals regimetreuen Anhängern, in ihre Berichte einfließen; dazu die Pfarrer aus Aunkirchen, Sandbach und Vilshofen

Aunkirchen

In Aunkirchen hatte eine Naziclique den Ort laut Seelsorgerbericht von Pfarrer Josef Heller in der Hand und wollte dies auch nach Kriegsende nicht missen.

„Denn schließlich war gerade Aunkirchen eine der radikalst bedrückten Gemeinden des Landkreises Vilshofen. Der Nazibürgermeister Vogl hatte zwar durch seine Willkür und Schikanen und Tyrannei so ziemlich abgewirtschaftet und wurde eigentlich nur noch gehasst und gefürchtet, andererseits hatte er sich durch Bevorzugungen und Begünstigungen Parteigänger verschafft und ist auch in der Gemeinde stark versippt, so dass sich schon gleich in den ersten Maitagen manche fanden, die ihn oder einen seiner Freunde als neuen Bürgermeister nannten. Diese Machination der ehemaligen Nazi ward aber sofort gesehen und durchschaut und es wurde schon unterm 14. Mai 45 der jetzige Bürgermeister Michael Schwarz, der bis 1933 schon Gemeindevorsteher war, auf Betreiben und Vorschlag des Pfarrers durch die Alliierte Militärbehörde in Vilshofen ernannt.“

Sandbach

In Sandbach sah Pfarrer Johann Schwarzmaier viel Leid und erkannte noch immer einige Unverbesserliche, welchen die schrecklichen Ereignisse anscheinend wenig anhaben konnten.

„Die Ereignisse der letzten Zeit, der Kriegssturm, der über Sandbach hinwegbrauste, haben eine starke seelische Erschütterung eines Teils unserer Bevölkerung mit sich gebracht. Vielen sind die Augen aufgegangen, sie erkennen, was uns dieses verbrecherische Treiben der letzten 12 Jahre gebracht. Ein Teil aber steht immer noch abwartend abseits.“

Vilshofen

Besondere Skepsis hegte Stadtpfarrer Carl Boeckl nach Beendigung des Krieges. Er bezweifelte, dass die „Pest“ der Nazi-Weltanschauung überwunden sei, prangerte den Sittenverfall innerhalb bestimmter Bevölkerungskreise an und endete mit düsteren Ahnungen.

„Der 1. Mai 1945 brachte für unsere Stadt die bedeutungsvolle Wende; abends 5 Uhr zogen die Amerikaner auf behenden Maschinengewehrwägen ein, von den einen mit Schrecken erwartet, von der Mehrheit als Befreier begrüßt: eine 12-jährige Schreckenherrschaft hatte ihr Ende gefunden. Seitdem hat sich auf beiden Seiten eine merkbliche Wandlung angebahnt. Die Anhänger Hitlers haben sich nach Abschluß der Verhaftungen ihrer am meisten belasteten Kräfte von ihrer ersten Beklommenheit wieder etwas erholt; sie zeigen sogar eine gewisse Befriedigung, da die Besatzungstruppen eben nicht die Qualitäten mitbrachten, die notwendig gewesen wären, um die Pest des Nazitums auch innerlich zu überwinden. Da die Anhänger der Nazi-Weltanschauung im Allgemeinen sittlich sich weniger gebunden fühlen, finden Vertreter ihrer Weiblichkeit leichteren Anschluss an jenen Teil der Soldateska, die hemmungslosem Triebleben nachgehen will. Das Bordellunwesen blüht tatsächlich vor dem Angesichte des entsetzt aufschauenden, gläubigen Volkes. So folgte naturgemäß auf der Antinazi-Seite der Freude der ersten Befreiungswochen eine starke Ernüch-

terung, die überführte zur allgemeinen Ahnung, dass der Krieg noch nicht zu Ende sei, sondern noch schreckliche Ereignisse bevorständen.“

Religiöses Gemeinschaftsleben

Die Frage nach dem religiösen Gemeinschaftsleben seit dem Verschwinden der Nationalsozialistischen Herrschaft wurde von den Seelsorgern unter verschiedenen Gesichtspunkten gesehen. Dazu die Berichte aus Aunkirchen und Pleinting:

Aunkirchen

Pfarrer Josef Heller hielt fest, dass die Kirche zwar voller geworden war, führte dies aber vor allem auf die vielen Fremden im Ort zurück. Insbesondere ungarische Lehrer und Offiziere stellte er als Vorbild für die einheimischen Männer hin. Auch den Oberschlesiern bestätigte er eine gute Einstellung zu ihrer Religion. Während er Saarländer als „minder“ religiöse Katholiken einordnete.

„Alles in allem: diese fast 900 bis 1000 Fremden stellen natürlich auch ein nicht zu übersehendes Kontingent sonntäglicher Kirchenbesuche. „Auch im Kirchensammlungsergebnis wirkt sich diese Zahl sehr bedeutend aus, da sie durchgehend bessere Geber sind als unser Bauernvolk.“

Die „Männerseelsorge“ empfand der Geistliche anscheinend als latente Herausforderung, da er sich in seinem Bericht ausführlich damit auseinandersetzte.

„Dagegen ist wohl, abgesehen von einem Häuflein Getreuer, die Männerwelt im Allgemeinen - es scheint dies nach allen Akten hier schon eine langjährige Klage zu sein – religiös unter dem Durchschnitt.“

Dabei waren seiner Meinung nach die Nachwirkungen des liberalen Bauernbundes, der Sozialismus, die roten Gewerkschaften, welche die Arbeiter in den nahen

Steinbrüchen Taferl und Neustift beeinflussten und der Mostgenuss, „das hiesige Nationalgetränk“ schuld an der Tatsache, dass es am Ort eine „allgemeine Krisis“ in der Männerseelsorge gab. Jedenfalls war er überzeugt, dass den Bauern auch in der Zukunft wirtschaftliche Aspekte näher lagen als „pfarrliche“ und der „Alkoholmost“ ein dankbares Betätigungsfeld für „Mostpfarrer“ sein sollte.

Pleinting

„Pleinting war der nationalen Herrschaft innerlich wenig ergeben. Die Gemeindeverwaltung (Bürgermeister, Gemeindegemeinderat, ...) gingen auch öfter im Jahre zu den hl. Sakramenten, ich wusste um ihre gute Einstellung zu Priester und Kirche, sie galten bei der Kreisleitung als wenig zuverlässig und zu kirchlich. Die Pfarrgemeinde lebte wie in der früheren Zeit unbehelligt christlich auch in der Nazi-Zeit weiter. Freilich hat man leichtsinnig und nicht ernstlich christlich vielfach gelebt, weil man eine herrliche Versorgung von der Regierung hatte und weil von Seite der Nazi-Regierung zu einem schlechten Leben die Mittel und Wege geboten wurden.“

Flüchtlinge und Evakuierte

Einen breiten Raum nahm in den Seelsorgeberichten das Schicksal der zahlreichen Flüchtlinge, Evakuierten und sonstigen Fremden ein. Kurz nach Kriegsende hielten sich in Vilshofen 1.800, in Alkofen 370, in Aunkirchen 900, in Sandbach 400 und in Pleinting 1.400 Fremde auf. Dass dies zu Notständen bei der Beschaffung von Unterkünften, Verpflegung sowie sonstigem Bedarf führen musste, liegt auf der Hand. Die Seelsorger vermitteln und halfen bei Notlagen. Sie berichteten aber auch über Spannungen zwischen Einheimischen und Fremden. Während der Alkofener Pfarrer keine besonderen Beeinflussungen durch die Flüchtlinge und Evakuierten

ausmachte, nahmen die Seelsorger dieses Thema in den anderen Pfarreien kritisch wahr.

Aunkirchen

„Das Gesamtbild von politischer und Pfarrgemeinde ist noch ganz bestimmt durch die vielen Evakuierten und Flüchtlinge, die hier, wohl auch veranlasst durch die Nähe der Stadt Vilshofen, untergebracht wurden. Sie beherrschen vom frühen Morgen bis zum späten Abend das Dorfbild und haben zu allem Zeit, am wenigsten zu Arbeit. Am liebsten laufen sie mit Körben und Aktentaschen spazieren oder liegen im Gras oder am Strande der Vils oder im Walde, während die einheimische Bevölkerung ihnen im Schweiß des Angesichtes des Leibes Atzung besorgt. Ob solcher Führung haben sie kein sonderliches Ansehen bei der hiesigen Bevölkerung und das schlechte Beispiel, das sie geben - in Nacktkultur oder sonstigem unsittlichen Verhalten - non trahit.“



Flüchtlingslager im Westen von Vilshofen neben der Donau (Foto: Rosmus Anna, Valhalla Finale, 2010, ISBN 3-9810084-7-2)

Pleinting

„In der Pfarrei Pleinting waren 1400 Fremde: Ungarn, Evakuierte und aus der Großstadt zugezogene Angehörige. Die Ungarn waren größtenteils Baptisten und die Evakuierten meist Protestanten. Die etlichen Katholiken führten sich sehr gut. Die Ungarn hatten ihren Baptistenprediger (in der Heimat des Hochw. Herrn Pürchner mit Familie lebend) bei sich. Derselbe beklagte sich mir gegenüber, daß seine Jugend zur nationalen Erziehung von Ungarn nach Deutschland kam und dann ganz ungläubig heimgekommen sei. Die Mädchen und die Frauen der Evakuierten gaben sich zum Teil einem ärgerniserregenden und zuchtlosen Leben hin, als die Amerikaner kamen - wochenlang waren hier 400 weiße und bei 200 schwarze Amerikaner. Die einheimischen Frauen und Mädchen blieben diesem Treiben ferne, was sogar die Amerikaner anerkannten, die sich aber über die Evakuierten und Fremden aufhielten. Es waren viele Katholiken unter den Amerikanern, für welche jeden Sonn- und Feiertag durch den amerikanischen Feldkaplan um 10 1/2 h Gottesdienst stattfand, wobei auch mehrere zur hl. Kommunion gingen.“

Sandbach

„Eine große Plage für die Pfarrangehörigen sind die Flüchtlinge, bes. die Ungarn und die Norddeutschen. Die Ernährung ist ja im Großen und Ganzen bis zur Zeit sichergestellt. Aber die landwirtschaftliche Bevölkerung ist von Lebensmittel-Suchenden geradezu überschwemmt und weiß sich kaum mehr zu helfen.“

Es sind auch schon Felddiebstähle auf Kartoffelfeldern und Einbrüche in Häuser vorgekommen, wobei außer Lebensmitteln auch andere Sachen mitgenommen wurden.

So groß ist die Zahl der Flüchtlinge, dass selbst manche Hausbewohner keinen ausreichenden Platz mehr für sich haben. Ungarn müssen in Scheunen und Baracken wohnen, im Haus selbst ist kein Platz. Meist sind die Evakuierten evangelisch. Die Katholiken kommen zum kleinen Teil ihren religiösen Pflichten nach. Einzelne, auch Verheiratete, bes. Andersgläubige, führen ein recht lockeres Leben. Da teilweise mehrere Familien in einem Raume beisammen wohnen müssen, so ist das sittliche Leben stark gefährdet. Die religiöse Gleichgültigkeit der Andersgläubigen, mitunter spöttische Bemerkungen und das sittenlose Betragen, wirkt lähmend auf das religiös-sittliche Leben der Einheimischen ein, so dass ein wahrhaft frischfreudiges religiöses Leben nicht aufkommen kann; namentlich die jungen Mädchen lassen sich da recht gehen.“

Vilshofen

„In den ersten Wochen zogen zahlreiche Flüchtlinge und Soldaten aus Lagern sowie Konzentrationslager-Entlassene durch unsere Stadt. Die Seelsorger vermittelten immer wieder Quartier, insbesondere hat die Pfarrkaritas jedesmal reichlich mit Geldmitteln ausgeholfen.

Die Evakuierten verlassen nun immer zahlreicher unsere Pfarrei. Der Augenschein bestätigte nicht den Nimbus, mit dem man bisher den Rheinländer- oder Diaspora-

Katholiken umgeben hatte. Trotz der schweren Erlebnisse wurde von einem Großteil aus ihnen der Sonntagsgottesdienst nur lässig besucht; insbesondere sind die Klagen allgemein, dass gerade die evakuierten Frauen am meisten zur Sittenlosigkeit neigen. Vor allem sind sie Anhänger der Nacktkultur, wie sie in Hitler-Lagern geübt wurde. Wir Seelsorger bekämpfen diese Unsitten auf der Kanzel und überall, wo sie uns auf Straßen und bei Hausbesuchen entgegenreten.“

Insgesamt 415 Schilderungen aller Seelsorger zum Kriegsende im Bistum Passau hat Claudia Schober 2017 in ihrer Dissertation **„Die Berichte der Seelsorger des Bistums Passau nach Ende des Zweiten Weltkriegs (1945)“** ausgewertet. Durch ihre Arbeit stehen diese nun strukturiert und wissenschaftlich aufbereitet zur Verfügung.

Quellen:

ABP, OA, Deka, II; Vilshofen; 12/II: Alkofen, 1.07.1945; kein Verfasser, vermutlich Pfarrer Karl Beck; 12/II, Pleinting, keine Datumsangabe, kein Verfasser – vermutlich Pfarrer Josef Böckl; Sandbach, 17.08.1945; Pfarrer Johann Bapt. Schwarzmaier; Vilshofen, 8.08.1945, Stadtpfarrer Carl Boeck und ABP, OA, Deka, II; Aidenbach; 12/II, Aunkirchen, 10.08.1945; Pfarrer Josef Heller; Vilshofen; zit. nach: Claudia Schober, Die Berichte der Seelsorger des Bistums Passau nach Ende des Zweiten Weltkriegs (1945), Diss. Univ. Passau (Passau 2017), Seiten 362 ff, 1375 ff, 1395 ff, 1405 ff, 1417 ff zu Generale 3291

Kriegsende in Sandbach

von Anton Fuller (†) und Wolfgang Weiß (†)

Der Krieg kam Ende Februar 1945 nach Sandbach und das Dorf wurde schwer heimgesucht. Mehrere Wochen zuvor war eine Eisenbahn-Flakabwehr mit mehreren Offizieren, ungarischer SS und einer ungarischen Jugendabteilung nach Sandbach verlegt worden. Weil das Gelände besonders geeignet erschien, sollte Sandbach zum Widerstandsnest ausgebaut werden. Am 22. Februar beschossen alliierte Tiefflieger zum ersten Mal eine Lokomotive in der Nähe der Kirche und beschädigten zwei Häuser neben der Kirche. In Brand geschossen wurde auch ein Teil eines großen Lagers von Kunstharz auf der Verladerampe des Bahnhofs. Das brennende Kunstharz ergoss sich in Strömen in die Donau. Bei einem erneuten Tieffliegerangriff am 19. März auf einen Zug wurden wieder mehrere Häuser und die Post getroffen und beim Angriff am 2. April fiel ein Soldat, drei weitere wurden verwundet. Der Pfarrer spendete dem Toten die Letzte Ölung. Am 8. April wurde in der Nähe von Sandbach ein deutsches Flugzeug abgeschossen und am 25. April wurde bei einem erneuten Angriff von Tieffliegern der restliche Teil des Kunstharzlagers in Brand geschossen. Tags darauf wurde Sandbach zum ersten Mal bombardiert. Drei Häuser wurden schwer beschädigt, in den anderen, darunter auch in der Kirche, gingen die Fensterscheiben zu Bruch.

Die eigentliche Heimsuchung Sandbachs aber begann am 1. Mai. Mitten im Ort war eine Panzersperre errichtet und alle Straßen von Sandbach nach Jägerwirth und Ortenburg waren mit Gräben, Baumstämmen und Balken versperrt worden. Neben den Straßen und auf den

Höhenzügen über dem Dorf waren Widerstandsnester mit Maschinengewehren, Panzerfäusten und Handgranaten angelegt worden. Um Mitternacht begann von Otterskirchen aus der Artilleriebeschuss der Sandbacher Umgebung, der am nächsten Vormittag fortgesetzt wurde. Die meisten Bewohner verließen Sandbach und suchten bei Verwandten und Bekannten im Hinterland Unterschlupf. Ziele der Artillerie waren ein Haus oberhalb Sandbachs, wo sich Soldaten aufhielten, und Pöslöd, wo sich angeblich sogar ein SS-Generalstab befand. Getroffen wurde ein Haus in Eben, in dem sich ein neunjähriges Mädchen mit seiner Großmutter aufhielt. Das Mädchen wurde tödlich verwundet und Pfarrer Schwarzmaier spendete ihm die Letzte Ölung. Am Abend des 1. Mai rückten die Amerikaner dann mit leichten Spähwagen von Vilshofen gegen Sandbach vor. Einige von ihnen wurden abgeschossen, die anderen kehrten um und nach einer Stunde rollten schwere Panzer auf das Dorf zu, die sofort mit dem Beschuss der Widerstandsnester begannen. Das Haus in Scheuereck wurde getroffen und zwei Personen verletzt. Ein Anwesen an der Hauptstraße, zehn Minuten von Sandbach entfernt und ein Anwesen an der Straße nach Ortenburg am Waldrand wurden in Brand geschossen und brannten mit Stall und Scheune bis auf den Grund nieder. Von den Sandbachern, die dort Zuflucht gesucht hatten, wurde eine Taubstamme tödlich getroffen und verbrannte, ihr Bruder und die Tochter des Hauses wurden schwer verletzt. Wieder eilte Pfarrer Schwarzmaier herbei und spendete die Letzte Ölung. Wegen der

Panzersperre mitten im Ort steckten amerikanische Soldaten die Stallungen des Wirtes Josef Kufner, das Lagerhaus des Raiffeisenvereins und das Stallgebäude des Graferbauern Franz Krautloher in Brand. Das in unmittelbarer Nähe gelegene, aus dem 18. Jahrhundert stammende hölzerne Wohnhaus des Graferbauern blieb wie durch ein Wunder verschont.

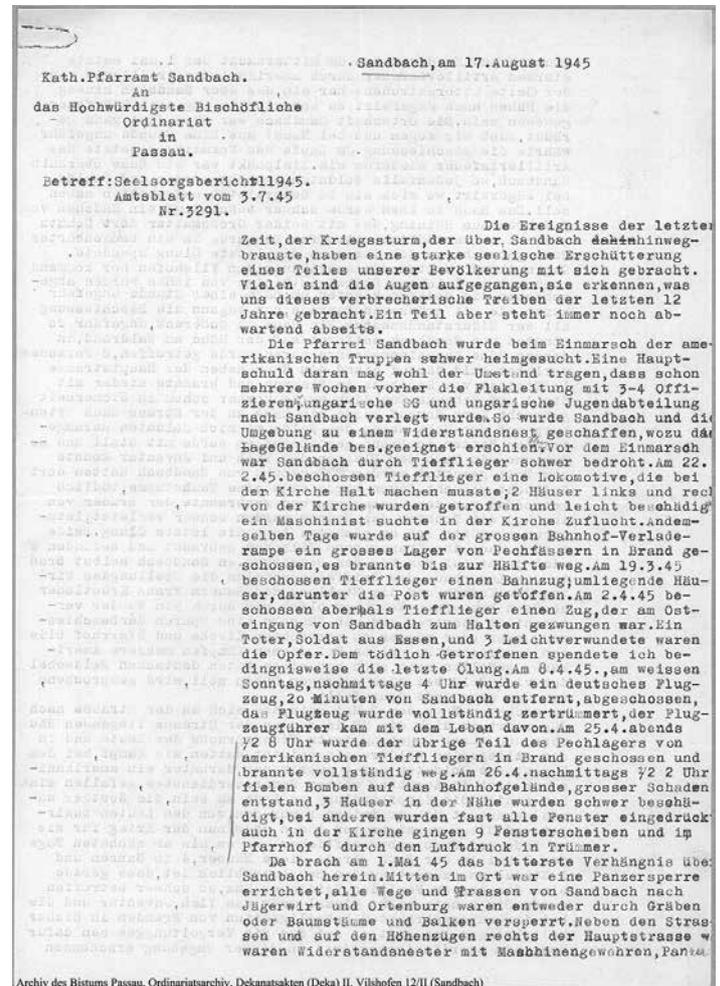
Am 2. Mai entspann sich trotz des Widerspruchs der Bewohner der an der Straße nach Jägerwirth gelegenen Anwesen in Haid und Eben ein Kampf zwischen der SS, die sich in den Häusern und im Wald verschanzt hatte, und den nachrückenden amerikanischen Verbänden. Dabei fielen fünf deutsche und vier amerikanische Soldaten, unter ihnen ein Arzt, als er Samariterdienste leistete. Nach dem Ende der Kampfhandlungen übten die Amerikaner Vergeltung für den Tod des Sanitätsoffiziers. Am Morgen des 3. Mai wurden entlang der Straße die fünf Anwesen der Familien Fischl, Weidinger, Krügl, Birkenender und Veitweber durch geballte Ladungen gesprengt und eingäschert. Der durchschossene Helm des Arztes steckte mehrere Wochen lang als Mahnmal auf einer Stange, die an der Stelle aufgerichtet worden war, wo man ihn aufgefunden hatte. Am gleichen Tag spielten in Seestetten drei Kinder im Alter von 11, 10 und 8 Jahren mit einer amerikanischen Eierhandgranate, die explodierte. Alle drei wurden so schwer verletzt, dass sie starben.

Kirche und Pfarrhof waren bei der Beschießung unbeschädigt geblieben. Der Pfarrhof wurde von den amerikanischen Soldaten verwüstet und anschließend für kurze Zeit als Lazarett benutzt. Erst am 7. Mai durfte Pfarrer Schwarzmaier dort wieder einziehen.

Seite 1 des Seelsorgebericht von Pfarrer Johann Bapt. Schwarzmaier für die Pfarrei Sandbach vom 17. August 1945. (Quelle: ABP, Dekan II, Vilshofen 12/II, Sandbach)

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996



OMGUS, die amerikanische Militärverwaltung in Vilshofen

von Rudolf Drasch

Nach der Kapitulation des Deutschen Reiches am 8. Mai 1945 fielen den vier Besatzungsmächten umgehend die Verwaltungsaufgaben auf allen politischen Ebenen zu. Für Bayern bedeutete dies, dass die OMGUS (Office of Military Government of the United States), also die Amerikanische Militärregierung, alle administrativen Funktionen übernehmen musste.

Als erstes wurden alle Gemeindeparlamente des Altlandkreises Vilshofen und der Stadt aufgelöst und die amtierenden Bürgermeister entlassen. Da nach 1933 keine freien Wahlen mehr stattgefunden hatten und nur regimetreue Anhänger in die Rathäuser beordert wurden, waren dort ausschließlich mehr oder minder belastete NSDAP-Mitglieder politisch am Werk. Auch in Vilshofen wurden Bürgermeister Anton Willeitner, alle Stadträte und politisch belastete Beamte entlassen, sodass die Stadtverwaltung stark unterbesetzt war. Auch der Betrieb der Stadtwerke konnte deshalb nur eingeschränkt aufrechterhalten werden.

Alle Ämter wie das Landratsamt, das Finanzamt, das Landgericht oder das Amtsgericht blieben für längere Zeit geschlossen. Die Gemeinde- und Stadtverwaltungen wurden neu geordnet und anfangs mit politisch unbelasteten Persönlichkeiten besetzt; sie unterstanden jedoch wie alle Zivilorgane der amerikanischen Militärregierung. Diese regelte mit ihrem Apparat das gesamte öffentliche Leben, ernannte neue Amtsträger in Stadt und Land und suchte den Nationalsozialismus dort auszumerzen. Sie inhaftierte führende Funktionsträger des Dritten Reiches

und ordnete pauschale Massenentlassungen von ehemaligen Mitgliedern der NSDAP vor allem im Bereich der Administration an.

25 Tage nach Kriegsende setzte deshalb die Militärregierung den Hotelier Franz Wieninger (*1897 †1962) als Nachfolger des kurzzeitig kommissarisch bestimmten Bürgermeisters Georg Huber als Ersten Bürgermeister Vilshofens ein. In das Stellvertreteramt wurde der Ziegeleibesitzer Franz Neißendorfer (*1886 †1954) bestellt und zu Stadträten wurden ernannt Bankdirektor Ludwig Ramelsberger (*1899 †1965), Bäckermeister Hans Schweikl (*1896 †1987), Georg Striedl, Josef Voggenreiter, Hans Klinger, Isidor Straßer, Elektromeister Erhard Dobler (*1894 †1967) und der Arzt Dr. Heinrich Schnabelmaier (*1894 †1958). Auch in Aldersbach wurde der amtierende NS-Bürgermeister Peter Almer umgehend entlassen und durch Michael Witzlinger ersetzt. Ebenso gingen die Alliierten in Aunkirchen vor. Der gehasste und gefürchtete Nazibürgermeister Vogl aus Bergham wurde am 14. Mai 1945 durch Michael Schwarz ausgetauscht, der bereits bis 1933 Gemeindevorsteher war. Als kommissarischen Landrat für den Altlandkreis Vilshofen setzten die Besatzer Rechtsanwalt Franz Habermann (*13.2.1904 †14.9.1990), von der Spruchkammer Vilshofen 1946 als „Mitläufer“ (Gruppe 4) eingestuft, ein.

Dem OMGUS fiel neben der Verwaltungsfunktion auch eine Vielzahl wichtiger Daseinsvorsorgen zu, die das tägliche Leben der Zivilbevölkerung betrafen. Eines der drängendsten Probleme war dabei die materielle

Versorgung der sog. „displaced persons“ (DP's), also vom Hitlerregime vom meist osteuropäischen Ausland in das Reichsgebiet verschleppte Zwangsarbeiter und die Unterbringung der Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten.

Zur Bewältigung dieser Aufgaben hatten die Amerikaner bereits im Frühjahr 1944 eine Organisation aus befähigten Offizieren gebildet, welche nach Kriegsende die Militärverwaltung zu übernehmen hatten. Das ganze Bundesland Bayern wurde in sog. „detachments“ (Verwaltungsabteilungen) gegliedert. Der Altlandkreis Vilshofen wurde dem Detachment H-308 mit einer geplanten personellen Besetzung von sechs Offizieren und zehn Soldaten zugeordnet. Erster Leiter dieses Detachments war Captain Bjerre, der aber bereits am 29. September 1945 von Captain William J. Fritzpatrick abgelöst wurde. Ein Oberstleutnant George W. Cunningham war für die Abteilung „Wehrmachtseigentum, Ausländer, Flüchtlinge und Transportwesen“ zuständig.

Insgesamt waren nach Kriegsende etwa 1500 bis 2000 amerikanische Soldaten im Stadtgebiet einquartiert, darunter zwei kommandierende Generäle. Zu deren Unterbringung wurden neben den Schulen weitere öffentliche Gebäude rekrutiert. Auch viele Wohnungen, zum Teil ganze Straßenzüge, wurden zwangsbelegt und die betroffenen Familien unter Zurücklassung aller Einrichtungsgegenstände und des Inventars in andere Wohnungen gepfercht. Für die Kommandeure beschlagnahmte man die mit einem Bad ausgestatteten Häuser Neißendorfer Villa („Villa Maria“), die Eisenhofer Villa in der Oberen Donaulände und die Schnabelmaier Villa in der Kapuzinerstraße. Als Dr. Schnabelmaier mit seiner Frau Hildegard, einer Halbjüdin, 1945 aus dem Untergrund in München nach Vilshofen zurückkehrte, fan-



„Eisenhofer Villa“ in der Oberen Donaulände. (Foto: Toni Keil)



Die ehemalige „Schnabelmaier Villa“ in der Kapuzinerstraße wurde als Quartier für US-Kommandeure aquiriert. (Foto: Sammlung F. Wieninger)

den sie ihr Haus von einem kommandierenden General belegt. Sie selbst richteten sich deshalb mit ihrem Sohn notdürftig und sehr beengt bei Graf Nákó im sogenannten „Schullerhof“ ein. Die Offiziere brachte man in den

beiden Vilshofener Hotels Wieninger („Parkhotel“) und Leizinger („Hotel Bayerischer Hof“) unter. Ursprünglich war daran gedacht, alle Schulkinder in der Ritter-Tuschl-



Das Wohnhaus in der Prof.-Scharrer-Straße diente zur Unterbringung von Displaced Persons. (Foto: Sammlung K. Bradl)

Schule zu unterrichten und die Oberrealschule für 400 DP's zur Verfügung zu stellen. Letztendlich räumte man für diesen Zweck dann in der Prof.-Scharrer-Straße sechs Privathäuser.

Schon bald nach der Übergabe der Stadt erließen die Amerikaner eine Reihe von Anordnungen für die Zivilbevölkerung. Noch am 1. Mai wurde eine Ausgangs-

sperre von 21 Uhr bis 6 Uhr früh erlassen. Amerikanische Militärposten überwachten die Einhaltung und sanktionierten eine Übertretung mit kurzfristiger Inhaftierung. Kinovorführungen und der Empfang von Radiosendungen wurden verboten und die Herausgabe der örtlichen Tageszeitung des parteigesteuerten Vilshofener Anzeigers eingestellt. An dessen Stelle trat ab 23. Juli 1945 mit Genehmigung der amerikanischen Militär-Regierung in zwangsloser Folge das „Amtsblatt des Landrats und des Bürgermeisters von Vilshofen“. Druck und Verlag oblagen Ludwig Rückert in Vilshofen.

Zusätzlich wurde das am Bahnhof gelegene Postamt umgehend vom amerikanischen Militär besetzt und der Postverkehr eingestellt. Auch der Telefondienst, der auf Grund der intakt gebliebenen Vermittlungsstelle möglich gewesen wäre, wurde verboten. Als das besetzte Postgebäude bereits zum 1. Juli wieder geräumt wurde, konnten die Bewohner in ihre Wohnungen zurückkehren. Zuvor mussten aber die zerborstenen Fensterscheiben erneuert werden, die amerikanischen Soldaten als Zielscheiben beim Pistolenschießen zerstört hatten.

Um die Versorgungslage der Bevölkerung sicherzustellen, errichtete das OMGUS in der Donaulände ein Wirtschaftsamt, das für die Verteilung der Bezugs-scheine für Gegenstände des täglichen Bedarfs zuständig war. Von den Amerikanern wurde umgehend auch eine Gesundheitspolizei eingesetzt, die für die Chlorierung des städtischen Wassers, für die Straßenreinigung und die Gesundheitsuntersuchung bei jungen Mädchen verantwortlich zeichnete. Ein von den Siegermächten besetztes Militärgericht wurde im alten Amtsgericht installiert, wo später auch die Spruchkammerverfahren durchgeführt wurden.

Die Militärregierung hatte monatliche Berichte, sog. „Kriegstagebücher“, an ihre vorgesetzten Stellen zu übermitteln. Ein erster Bericht stammt vom Juli 1945, in dem bereits ein nicht unerheblicher Teil von abtransportierten Ausländern gemeldet werden konnte. Im Laufe des Monats Juli wurden 508 Kriegsgefangene aus Polen, 179 aus Jugoslawien, 6 Franzosen und 280 Russen in ihre Heimat zurückgeschickt. Dazu kamen noch über 300 Flüchtlinge, die nach München transportiert wurden. Im „Kriegstagebuch für August“ sind weitere Verschickungen dokumentiert, darunter 100 Polen und 50 Russen.

Bis Ende Oktober 1945 war es dem OMGUS gelungen, aus der Stadt und dem Landkreis Vilshofen 614 Polen, 394 Russen, 179 Jugoslawen, 6 Franzosen, 120 Österreicher und 913 Ungarn zur Heimkehr zu bewegen. Im Dezember 1945 war laut Bericht der Militärregierung der Abtransport der „displaced persons“ zum Erliegen

gekommen und die verbliebenen Ausländer konnten in feste Unterkünfte vermittelt werden. Der Zustrom von Flüchtlingen hielt aber weiterhin an und verschärfte die prekäre Wohnsituation im Raum Vilshofen immer mehr.

Quellen:

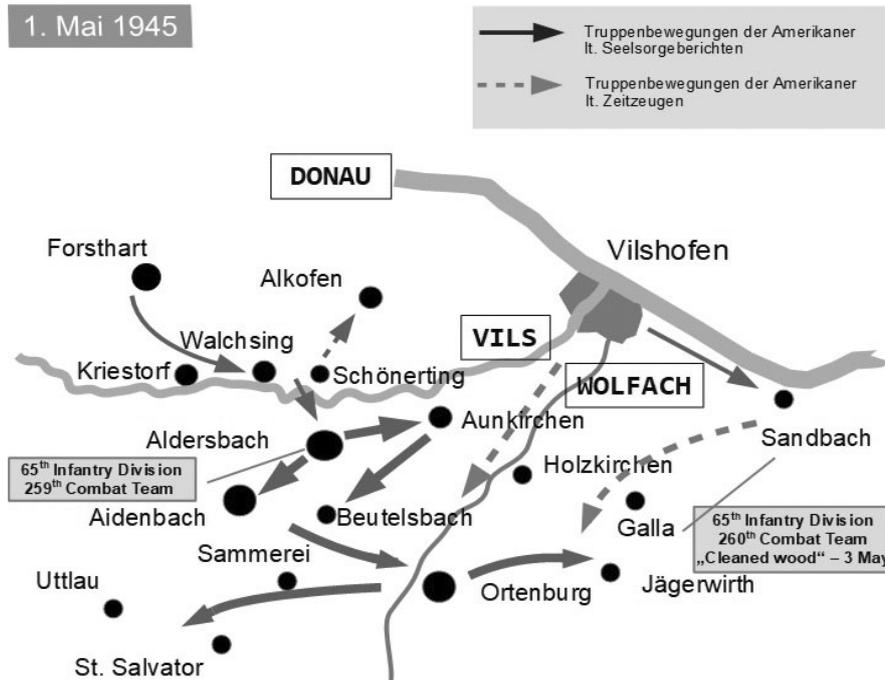
Winfried Fiedler: Aus den Akten der Militärregierung - Vilshofen 1945-1949, eine Artikelserie vom 29.3.1989 bis 30.10.1990 in VOF-aktuell

Herbert Hugger: Die Amerikaner in Vilshofen 1945, Facharbeit am Gymnasium Vilshofen Abiturjahrgang 78/80

Sabine Eholzer: Ende und Neubeginn 1945 in Vilshofen, Facharbeit in Geschichte Gymnasium Vilshofen, Kolleg 92/93

Michaela Haslbeck: Das Jahr 1945 in Vilshofen - Analyse von Interviews, Leistungskurs Geschichte, Gymnasium Vilshofen, 1983

DAS KRIEGSENDE ZWISCHEN WOLFACH UND VILS



Truppenbewegungen der Amerikaner zwischen Wolfach und Vils Anfang Mai 1945 (Grafik: Toni Keil)

In den „*Operation Reports*“ der 65th Infanterie Division des XX. Korps der US Armee kann man nachlesen, dass deren Truppen auf dem Vormarsch von Regensburg bis Passau bzw. bis zur österreichischen Grenze meist nur noch unorganisierten und geringen Widerstand stießen.

Die obige Grafik dokumentiert die Truppenbewegungen der Amerikaner Anfang Mai 1945 in der Gegend zwischen Vils und Wolfach.

In Ortenburg ging es *vor* dem Eintreffen der Amerikaner turbulent zu. Die Auseinandersetzung des Chef-

arztes eines Kriegslazaretts mit SS-Einheiten und darüber hinaus deren Absicht, den Ort gegen den ankommenden Feind zu „verteidigen“, führten zu einer angespannten und gefährlichen Situation.

Wie Pfarrer Hardte berichtet, fand aber alles einen „*glücklichen Ausgang*“.

In Aldersbach löste sich der „Spuk“ durchziehender SS-Leute dank der bald darauf ankommenden Amerikaner schnell auf und auch in Aidenbach war der Plan einer Handvoll versprengter SS-Soldaten, den Ort noch „dilettantisch“ zu verteidigen, letztlich schnell gescheitert.

Pfarrers Tagebuch beleuchtet Ortenburger Zeitgeschichte

von Walter Fuchs

Die Quellen, aus denen man derartige Erlebnisse nachzeichnen kann, sind spärlich. Umso erfreulicher war es, dass durch Vermittlung einer Ortenburger Geschäftsinhaberin die tagebuchähnlichen Aufzeichnungen des evang. Pfarrers Dr. Adolf Hardte zur Verfügung standen, in denen er seine Erlebnisse aus dieser Zeit festgehalten hat. Wenn die geschilderten Vorgänge auch nur von einer Seite beleuchtet werden, so sind sie doch aus erster Hand eines Zeitzeugen und daher von großer Aussagekraft. Außerdem wurden diese Schilderungen, soweit es die beiden kirchlichen Häuser, Realschule und Konfirmandenhaus betrifft, von der heute noch lebenden Frau des 40 Jahre dort tätigen Hausmeisters Ernst Hasenöder, bestätigt. Neben den schon genannten Aufzeichnungen sind auch eigene Recherchen mit eingeflossen.

Im Februar 1945 nimmt die Kriegsvertretungsarbeit im Vilshofener Bezirk für Pfarrer Dr. Hardte immer größere Ausmaße an. Die Bahnstrecken, vor allem in den Mittagsstunden, sind ständig unter Tieffliegerbeschuss-Gefahr. Um nach Osterhofen oder Aidenbach zu kommen, brauchte der Pfarrer im ungeheizten und größtenteils fensterlosen Zug vier bis sechs Stunden. Dabei mussten die Reisenden mehrmals auf freier Strecke aus den Waggons fliehen und im nahegelegenen Gebüsch, im Wald oder unter den Waggons Deckung vor den Tieffliegern suchen.

Allmählich trat ein Zustand ein, der für den Pfarrer kaum noch tragbar war. Die evangelische Pfarrei Ortenburg umfasste nach seiner vorsichtigen Schätzung



Pfarrer Dr. Adolf Hardte mit seinem adoptierten Sohn Walter im Februar 1946. (Foto: Sammlung W. Fuchs)

ca. 23.000 Seelen. Zu den bereits vielen Evakuierten kamen nun noch die geflüchteten Schlesier, die untergebracht und versorgt werden mussten. Beerdigungen von Evakuierten konnten schon aus rein verkehrstechnischen Gründen von ihm allein nicht mehr bewältigt werden. Es kam vor, dass an einem einzigen Tag neun Beerdigungen an fünf verschiedenen Orten zu halten waren. Im Einvernehmen mit Bischof Dr. Simon Landersdorfer von Passau gab dieser den katholischen Pfarrern seiner Diözese die Anweisung, in derartigen Fällen auf Ersuchen des zuständigen evangelischen Pfarrers mit Notaushilfe einzuspringen und diese evan-

gelischen Beerdigungen in schlichter würdiger Form vorzunehmen. Das war eine große Erleichterung, wie Pfarrer Dr. Hardte vermerkte. Die katholischen Pfarrer taten fast alle diesen Dienst gern und brüderlich. Den Evakuierten war dadurch ein christliches Begräbnis auch in der Fremde gewährleistet.

In der Ortenburger Haushaltsschule richtete nun der Kreisleiter von Vilshofen auf eigene Faust ein Kriegsentbindungsheim ein. Damit wurden die Kompetenzfragen unter den inzwischen verschiedenen Bewohnern der Anstalten immer schwieriger

Von Osten kamen in schier endlosen Trecks Ungarndeutsche auf der Straße von Schärding durch Ortenburg. In zwei Schulzimmern gegenüber der Kirche wurde ein Lager für 86 Ungarndeutsche eingerichtet. Sie kochten in der Waschküche des Pfarrhauses, die ihnen bis auf weiteres zur Verfügung gestellt war. Auf dem Kirchvorplatz entwickelte sich ein wildes Leben. Dort wurde gespielt, gewaschen und geschrien. An den Zäunen neben der Kirche und an der Kirchentüre, selbst am Sonntag, wurde Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Eine deutliche Ermahnung des Pfarrers an die neuen Bewohner zu mehr Ordnung trug ihm eine sofortige Anzeige bei der Kreisleitung Vilshofen „wegen Behinderung rückgeführter Volksdeutscher“ ein. In einem weiteren Schulzimmer neben der Kirche wurde noch ein Schlesierlager und im oberen Schulzimmer ein Altersheim für Evakuierte eingerichtet. „Letzteres“, so schreibt Pfarrer Dr. Hardte, hätte man besser als Lager für alte, den Nazis nicht mehr lebenswert erscheinende Heimatlose nennen sollen. Die Zustände in diesem Raum waren verheerend.

Am 18. April 1945 bekommen die in den Anstalten befindlichen Leiter der Kinderlandverschickung von der Kreisleitung Vilshofen den Befehl, binnen weniger



Nach der Besetzung durch amerikanische Truppen posiert ein ungarisches Flüchtlingsmädchen auf einem US-Panzer. (Foto: Sammlung W. Fuchs)

Stunden alle Kinder in Einzelunterkünfte der Umgebung unterzubringen. Es würde sich nur um ein paar kritische Tage handeln, bis die Kriegswelle über Ortenburg hinweggegangen sei. Oberstudiendirektor Schmidt aus Hamburg und Dr. Neumann aus Berlin kamen nun zu Pfarrer Dr. Hardte mit der Bitte um Adressen und Empfehlungen. Trotz mancher Querelen gegenüber dem Pfarrer wussten sie plötzlich, dass ihnen nur „der gefährliche Bursche“ aus ihrer Notlage helfen konnte. Die vielen Kinder und 25 Lehrerinnen konnten in angemessener Zeit bei den Bewohnern Ortenburgs und in der weiteren Umgebung untergebracht werden. Besonders behilflich war dabei Exzellenz Ritter von Köberle in Rammelsbach und Frau von Rosenberg vom Holzhammerhof.

Am Abend des 22. April traf eine Vorausabteilung des von St. Pölten zurückgeführten und nach Schweiklberg gewiesenen Kriegslazaretts 3/619 in Ortenburg ein. Kloster Schweiklberg war inzwischen durch die SS eigenmächtig besetzt worden. Das Lazarett ließ man nicht hinein. Die ca. 800 Verwundeten lagen überall in der Gegend herum, auf einem Donauschiff, in Bahnwagen und verschiedenen Ortschaften. Am Vormittag kamen aus dieser Notlage heraus zwei Stabsärzte zu Pfarrer Dr. Hardte mit der Bitte, dem Lazarett einstweilen das Gemeindehaus zur Verfügung zu stellen. Inzwischen erschien auch ein mit allen Vollmachten ausgestattetes Sonderkommando der SS in Ortenburg und will sich einnisten. Wie sie wissen ließen, wollten sie die Verteidigung des Marktes Ortenburg vorbereiten. Das Haus Koller musste geräumt werden. Im großen Wohnzimmer hat der Gruppenchef mit den übrigen Abkommandierten auf der Landkarte die Pläne zur Verteidigung besprochen. Von Informationen erfuhr der Pfarrer, dass die Herren auch Interesse an den beiden Anstalten gezeigt haben. Jedem nur einigermaßen nüchtern denkenden Menschen war zu diesem Zeitpunkt klar, dass der Verbleib der SS-Truppen in Ortenburg den Untergang des Marktes bedeutet hätte. Diese vertrauliche Information kam Pfarrer Dr. Hardte zum rechten Zeitpunkt. Er wies nun die beiden Stabsärzte auf die weiträumigen Anstaltsgebäude hin, die für ein Lazarett geradezu geeignet waren. Der noch am gleichen Vormittag Eintreffende Chefarzt des ganzen Lazaretts war für diesen Plan schnell gewonnen, sich mit dem ganzen Kriegslazarett 3/619 in Ortenburg niederzulassen, zumal Schweiklberg nicht mehr in Frage kam und sich eine andere Gelegenheit bei der Nähe der amerikanischen Verbände kaum mehr bot. Am Nachmittag und Abend des 23. April wurden in den Anstalten und

im Gemeindehaus bereits die ersten Einrichtungsarbeiten für das Lazarett durchgeführt.



Schwester und genesene Soldaten vom Kriegslazarett 3/619 in Ortenburg stellten sich am 31. Juli 1945 zu einem Erinnerungsfoto. "Paradies der Junggesellen" - so das Schild - wurde das Lazarett salopp genannt. (Foto: Sammlung W. Fuchs)

Da ergriff ganz unplanmäßig, ohne Vereinbarung und irgendwelches Recht, in der Nacht vom 23. zum 24. April zwischen zwei und drei Uhr die SS Besitz von den beiden Anstalten. Ununterbrochen sausten schwere und leichte SS-Fahrzeuge mit großem Spektakel und ohne auf den Weg zu achten, den schmalen Fußweg neben dem Pfarrhaus (heute Pfarrer-Mehrmann-Weg) den Berg hinauf. Am Morgen des 24. April kamen die ersten Verwundeten an. Die SS ließ sie in keines der beiden Häuser hinein; vielmehr erklärte der zuständige SS-Brigadeführer einigen Stabsärzten des Lazaretts wörtlich: „Schert Euch mit euren Verwundeten auf den Misthaufen.“ Die Verwundeten, teilweise mit notdürftigen, total verbluteten Verbänden, mussten im Hof und auf der Wiese am Konfirmandenberg liegenbleiben.

Außerdem waren sie regelrecht ausgehungert, da sie in den letzten Tagen kaum etwas zu essen bekommen hatten. Ein von der Frau des Hausmeisters gekochter großer Topf voll Kartoffeln war im Handumdrehen als Delikatesse verzehrt. Währenddessen setzten sich die Lazarettärzte, besonders Oberfeldarzt Dr. Müller, zum Teil sehr heftig mit den Hausbesetzern auseinander. Am Nachmittag räumte die SS die beiden Anstalten und zog sich in die Turnhalle und in die Schule bei der katholischen Kirche zurück. Nach vier Tagen ständig weiteren Auseinandersetzungen mit den Ärzten zog die SS endlich ganz ab. Ortenburg konnte nun glücklicherweise als Lazarettort erklärt werden. Diese ganz schwierige und für den Markt Ortenburg so bedrohlich gewesene Situation fand damit einen glücklichen Ausgang. Ein trauriges Ende fand ein junger Soldat aus dem Rheinland, der sich von seiner Truppe abgesetzt hatte. Volkssturmmänner haben ihn in Holzkirchen aufgegriffen und am nächsten Tag der in Ortenburg weilenden SS übergeben. Im Rückgebäude der heutigen Volksbank hatten diese eine kleine Kommandantur eingerichtet, wo der Gefangene als Fahnenflüchtiger schnell abgeurteilt war. Am frühen Morgen um sieben Uhr zog man mit ihm über den Marktplatz zur Lindenallee, wo er in Höhe der Einmündung in die Umgehungsstraße erschossen wurde. Sein Leichnam wurde im katholischen Friedhof begraben. Ein sinnloses Opfer in Anbetracht des nahen Kriegsendes.

Noch am späten Abend des 23. April deponierte Pfarrer Dr. Hardte mit Hilfe des Schlossverwalters Hans Schellnhuber verschiedene alte Kirchenbücher und wertvolle lokalgeschichtliche Schriften in einer von Spenglermeister Steinmann hergestellten Zinkblechkiste, die anschließend im trockenen Boden des Rauscherholzes vergraben wurde. Anna und Karl Ober-

meyer von Rauscheröd waren treue und zuverlässige Bewacher der bei ihnen vergrabenen Wertstücke. Ebenso wurden verschiedene kostbare Abendmahlsgeschäfte bei der Familie Wiesinger und eine weitere Kollektion bei der Familie Hasenöder (Jagermann) in Hinterhainberg versteckt gehalten. Außerdem wurde noch eine größere Zahl von Einzelstücken bei verschiedenen Familien zur Aufbewahrung gegeben. Man wollte sie vor dem Zugriff der dann einrückenden Besatzungsmacht in Sicherheit bringen.

In der Bevölkerung war die Unruhe in diesen letzten Tagen des April 1945 schon sehr groß. Am 25. April kam in Ortenburg die letzte Post an. Am 30. April fuhr der letzte Zug nach Vilshofen. Am 1. Mai um $\frac{3}{4}$ 7 Uhr früh werden auf Veranlassung, ohne Wissen des Pfarrers, von Herrn Vogt im Gänswinkl mit den Glocken der Marktkirche zwei kurze Schauer geläutet. Kein Mensch wusste recht, was das bedeuten sollte, bis man schließlich erfuhr, dass die Amerikaner auf Ortenburg zukämen. Ortenburg beherbergte zu der Zeit neben 1250 Einheimischen 1600 Evakuierte und 800 Lazarettinsassen. Die Aufregung wurde durch diese Läuterei nur noch gesteigert. Im Lauf des Vormittags erscheint plötzlich eine Kompanie Soldaten mit einem Offizier, der die Schließung der Panzersperren verlangte. Wieder begannen die Verhandlungen mit den Lazarettärzten. Der Offizier gab sich schließlich zufrieden, wenn die Panzersperre an der Wolfachbrücke geschlossen wird. Dies geschah bis zur Höhe von einem Meter. Kinder spielten darauf, Radfahrer, die die Griesbacher Straße passierten, hoben ihre Räder über die Panzersperre drüber. Ein sinnloser Verteidigungsakt. Am Nachmittag kam telefonisch ein dienstlicher Befehl, diese lächerliche Sperre an der Wolfach zu öffnen. Wie sich erst später herausstellte, war der Anruf von privater Seite inszeniert worden. Der Betreffende hatte damit

zwar seinen Kopf riskiert, rettete aber dadurch das Hab und Gut einer ganzen Anzahl von Familien in der Nähe der Wolfachbrücke. Die Täuschung blieb unbemerkt und die Sperre wurde aufgezogen. Eine Stunde später, um 18 Uhr, trafen die ersten amerikanischen Vorausabteilungen in Ortenburg ein. Sie kamen von Aidenbach über Kamm nach Ortenburg.

Am ersten Haus rechts nach der Bahnüberquerung wurde sogleich eine weiße Fahne herausgehängt, die die Ergebenheit signalisierte. Als erstes wurden im Postamt alle Telefonleitungen durchschnitten. Der umsichtige stellvertretende Bürgermeister David Lössl übergab den Markt kampflos an die Besatzungstruppen. In wenigen

Minuten wurde fast von allen Häusern eine weiße Fahne herausgehängt. Man wollte nichts mehr riskieren. Keine Bombe hat den Ort beschädigt, kein Schuss ist gefallen. Nicht einmal eine Fensterscheibe ging in Scherben. Dafür konnten die Bewohner Ortenburgs dankbar sein, vor allem auch, dass endlich das ungewisse Bangen, was wohl geschehen wird, vorbei war.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Verhinderte Brückensperre rettete Ortenburg

von Walter Fuchs

Ein Ereignis, das sich am letzten Kriegstag zutrug, nämlich die Wolfachbrücke in Ortenburg mit einer Panzersperre zu versehen, hat der ehemalige Lehrer Gottlieb Philipp, ein gebürtiger Ortenburger, als Augenzeuge miterlebt.

Gottlieb Philipp, damals Oberleutnant in einer Panzerdivision, war am 28. April 1945 in das in Ortenburg eingerichtete Lazarett verlegt worden. Er trug einen „Stuka“, wie er in der Soldatensprache genannt wurde, einen massiven Gipsverband an Arm und Schulter. Nachdem die Genesung schon gute Fortschritte gemacht hatte, durfte er im Elternhaus wohnen, das unmittelbar an der Wolfachbrücke stand. Er hatte allerdings die Verpflichtung, sich jeden zweiten Tag im Lazarett zu melden.

Er war gerade im Elternhaus anwesend, als am 1. Mai der Versuch gemacht wurde, an der Wolfachbrücke eine Panzersperre zu errichten. Hinter dem Hause des ehemaligen Baumeisters Philipp, heute Gänswinkl 8, waren mehrere dicke Baumstämme gelagert, die im Ernstfall die Wolfachbrücke abriegeln sollten. Der Bauer Hans Koller hatte den Auftrag, mit seinen Ochsen die Stämme zur Brücke zu ziehen. Anwesend waren der Kommandant eines SS-Kommandos mit ein paar Männern, der Ortenburger Volkssturmführer und ein nahe der Brücke wohnender Ortenburger SS-Mann. Gottlieb Philipp sah zunächst vom Elternhaus aus zu. Als man nun tatsächlich daranging, die Brückensperre aufzubauen, begab sich Philipp in seiner Wehrmachtsuniform zu der bei der Brücke stehenden Gruppe und versuchte klarzumachen, dass eine Sperre auf dieser Brücke Unsinn wäre. Dabei

brachte er seine ganze militärische Autorität mit ins Spiel und erklärte, dass er als Kompaniechef der 8. Panzerdivision etwas davon verstehe, wo eine Sperre von Nutzen sei und wo nicht. Er erklärte den Herren auch, dass die Wolfach mit ihrem seichten Flussbett an dieser Stelle für Panzer kein Hindernis sei. Eine Sperre hier habe nur zur Folge, dass die Amerikaner dies für einen feindlichen Akt hielten und Ortenburg zerstören würden.

Der SS-Kommandant mit seinen Leuten und der Ortenburger SS-Mann waren nahe daran, Gottlieb Philipp wegen Defätismus (Zweifel am militärischen Sieg) sofort festzunehmen. „Als Offizier müsse er den Durchhaltenen stärken“, bekam er schließlich zur Antwort. Der Volkssturmführer wagte nicht, eine eigene Entscheidung zu treffen und ging, um telefonisch beim Volkssturmkommando in Passau entsprechende Befehle anzufordern. Seinem Verhalten nach dürfte es eine Durchhalteparole gewesen sein. Hans Koller stand immer noch mit seinen Ochsen im Geschirr da, die Baumstämme an der Zugkette und wusste nicht, was er tun sollte. Plötzlich hörte man vom Steinkart her Panzergedröhne. Auf seinem Motorrad kam Hans Schachlbauer angesprochen und berichtete, er habe mit den Amerikanern gesprochen (er konnte sehr gut Englisch). Diese verlangten: Keine Verteidigung, keine Panzersperren und weiße Tücher an allen Häusern, dann würde Ortenburg als Lazarettort behandelt und verschont.

Während noch eifrig debattiert wurde, kam die Nachricht, dass die ersten Amerikaner von Vilshofen kommend auf dem Marktplatz stünden. Schleunigst ver-

schwanden die SS-Männer. Auch der Ortenburger SS-Mann verhielt sich nun ruhig und Hans Koller konnte mit seinen Ochsen, ohne die Baumstämme bewegen zu müssen, wieder abziehen.



Amerikanische Panzer aufgereiht auf dem Ortenburger Marktplatz. (Foto: Sammlung W. Fuchs)

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996



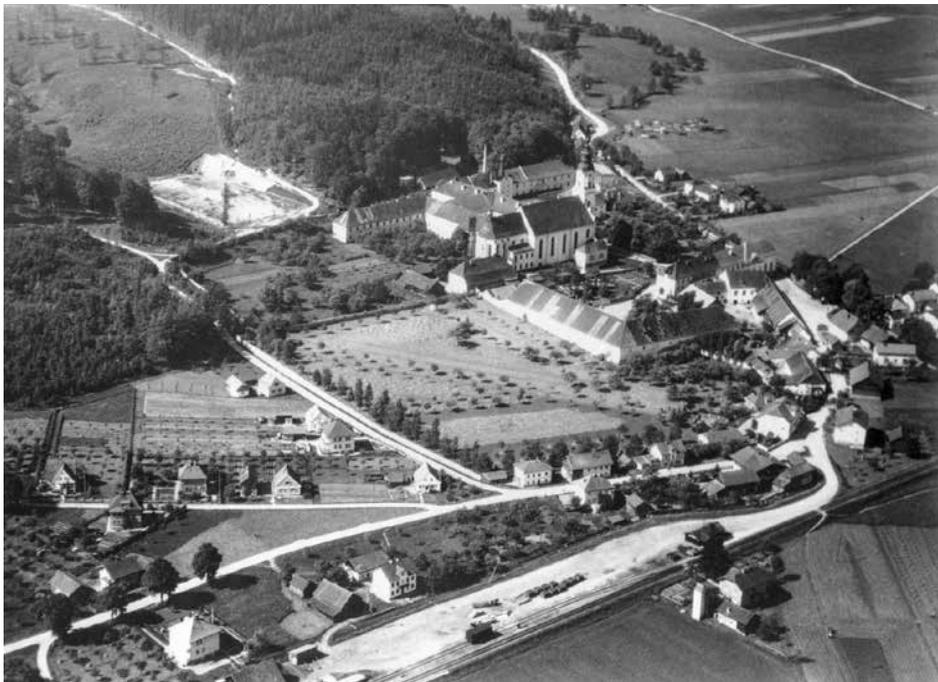
„TANKERS TANK ROOM“ im Gasthof Post. (Foto: Sammlung W. Fuchs)

Schreinermeister Josef Knödl übergibt Aldersbach an die Amerikaner

von Rudolf Drasch

Auf Aufforderung des Bischöflichen Ordinariats hatten die Seelsorger in vielen Diözesen den Auftrag, über die Ereignisse der letzten Kriegstage einen Bericht zu erstellen. Pfarrer Joseph Wieselhuber (†1963), der von 1928 bis 1947 die Pfarrei Aldersbach betreute, berichtete am 1. Oktober 1945 an das bischöfliche Ordinariat in Passau: „Nach und nach bildeten sich 2 scharf getrennte Lager aus - die einen, die ‚aktiven Katholiken‘, sammelten sich täglich seit dem Oktober 1944 zum Rosenkranz-

gebet, [...] die anderen, ‚die aktiv Braunen‘, rüsteten sich zum letzten Verzweigungskampf - schon waren die Gräben ausgehoben, die Sprengstoffe herbeigeschafft, immer unheimlicher wurde der Durchzug der SS-Soldaten von Deggendorf her, bis dann die Nacht vom 30.[4.] - 1.5. die wunderbare Lösung brachte: Zunächst ließ ein unaufhörliches Wagengerassel nicht zur Ruhe kommen, ca. 12 Uhr stand vor der Kirche eine größere Menschenmenge mit Lichtern, ich hielt sie an-



Luftbildaufnahme Aldersbach von 1939 (Foto: Sammlung Fam. Knödl)

fangs für ungarische Flüchtlinge, ich wollte schon hinuntergehen, um ihnen die Kirche zum Schutz zu öffnen, doch bald waren sie weg, es waren SS-Leute, die sich hier zum letzten Kampfe gesammelt hatten, die mich sicher mitgeschleppt hätten - doch der Himmel hatte geholfen, denn schon kam das Gerassel von Panzerwägen immer näher und näher, darum die panikartige Flucht der SS mit der Androhung ‚Wir werden wiederkommen‘ und schon standen eher als wir alle geglaubt hatten die Amerikaner vor dem Weichbild des Dorfes - ein kurzes Anhalten derselben, die Übergabe durch einen der Unsrigen, die Situation ist geklärt und gerettet, die Amerikaner ziehen in endlosen Kolonnen durch, die einen Richtung Aidenbach, die anderen Richtung Aunkirchen und am Morgen grüßten sich die Beter ‚Sehet, Maria hat geholfen‘. Freilich, so ganz ungeschoren sollte die Befreiung doch nicht vor sich gehen. Am Abend gab es so manche Plünderungen durch die Amerikaner, die die Betroffenen natürlich schmerzten. Soweit der äußerliche Verlauf der letzten Tage und Stunden“.

Selbiger Pfarrer Wieselhuber zeichnete darüber hinaus seine persönlichen Erinnerungen in einer Art Tagebuch über das Kriegsende ab dem Frühjahr 45 auf. Auszugsweise werden im Folgenden die Einträge der letzten Kriegstage wiedergegeben:

Samstag, 28. April: *Frühstunden ab 3 Uhr Kanonendonner von der Ferne. [...] Am Abend und durch die ganze Nacht hörte man von der Ferne her vieles und lautes Kanonendonnern.*

Dienstag, 1. Mai: *Die entscheidende Nacht. Bereits um 12 Uhr Mitternacht große Unruhe auf der Straße und auch vor der Kirchentüre. Meine Haushälterin weckte mich mit dem Wort, es stünden mehrere Leute vor der Kirche unter dem Portal. Wir erheben uns alle (auch die Flüchtlinge aus Berlin - eine Frau mit drei Kindern) und wollten uns*

in den Keller begeben; doch es wurde wieder ruhiger. Wir legten uns in den Kleidern zur Ruhe. Ab drei Uhr begann bis in den Vormittag ein Durchrasseln von mehr als 150 amerikanischen Panzerwägen. Wohl hatten sich anfangs einige an der Straßenseite der Pfarrgartenmauer zum Widerstand aufgestellt; aber als man die große Menge von Ungetümen sah, stand man davon ab, ging in die Wohnung, wechselte die Kleider. Einige Männer zeigten den Amerikanern die weiße Fahne, auch mehrere Häuser hißten sie (der Pfarrhof aber nicht). Nach kurzem Gespräch begann die große Durchfahrt: die einen nach Passau zu, die anderen Aidenbach zu. In Vilshofen gingen die drei großen Militärhallen in Feuer auf. Mittags 12 Uhr standen in der Kirche die ersten drei Amerikaner, die von der Schönheit der Kirche ganz erfasst waren.

Mittwoch, 2. Mai: *Beim Erwachen sah das Auge weiße Dächer; zum Teil weiße Wiesen; es hatte in der Nacht geschneit. In den Vormittagsstunden liefen Berichte ein, wie amerikanische Soldaten sich bei Dr. Rigal, 2. Direktor der Brauerei, einquartierten, requirierten, was ihnen in die Hände fiel. Betten okkupierten usw. - also die 2. Seite des Krieges, c'est la guerre. [...] Am Abend gab es auf dem Kirchplatz eine Keilerei zwischen zwei Männern aus der Gemeinde wegen der politischen Einstellung.*

Donnerstag, 3. Mai: *Am Morgen ereignete sich in der Brauerei ein ähnlicher Fall, wo Arbeiter einen anderen blutig schlugen.*

Freitag, 4. Mai: *Immer noch kalt. Bereits heißt es: Von 7 Uhr Abend bis 7 Uhr Morgen dürfen die Leute sich nicht auf die Straße begeben. Die Gewehre, Feldstecher, Photoapparate müssen abgeliefert werden. Sonst ist es ruhiger geworden. Die russischen Gefangenen sind bereits abgewandert, nachdem sie noch manche Rache geübt haben.*

Samstag, 5. und Sonntag, 6. Mai: *[...] Von den Amerikanern sieht man nichts mehr außer nur dann und wann ein*

flüchtiges Auto, das sich Bier holt. Im Walde wurde eine große Menge ‚Munition‘ aufgefunden, die sicher für den großen Kampf bestimmt war. Ein bekannter Junge hatte sich auch Munition angeeignet, um sie mit einigen anderen ‚Spezi‘ im Ernstfall zu gebrauchen. Zunächst sitzt er unter meinem Schlafzimmer (Kapelle) im Verwahr; vier bis fünf Bürschchen, die religiös ganz leer sind.

Montag, 7. Mai: *Hier ist alles in größter Ruhe, trotzdem sich kein Amerikaner sehen läßt. Am Abend hörten wir die Botschaft: Allgemeiner Waffenstillstand, d.h. das ganze deutsche Heer kapituliert - also der Krieg ist aus. - Ein Aufhorchen, ein Aufatmen - aber kein Aufjubeln! Nach und nach stellen sich die Amerikaner ein, stellen bei 30 Panzer auf dem Sportplatz auf, okkupieren dann das hintere Konventgebäude, machen die Wirtswiese zum Sportplatz, holen sich selbst von Simbach, ja von Nürnberg her das Weizenbier von der Brauerei, geben den Kindern namentlich gegen Eier Schokolade, manche Mädchen biedern sich an. Die Straßen nach Aidenbach und Vilshofen werden ‚toll‘ von den Amerikanern befahren usw. Sonst ruht aber noch alles - es geht keine Eisenbahn, es kommt keine Post, keine Zeitung - welch ein Zusammenbruch unserer Kultur!*

Pfarrer Wieselhuber deutete in seinen Berichten nur kurz an, wie sich die Übergabe von Aldersbach an die Besatzer ereignet hatte, ohne Namen zu nennen. Aus einem Interview mit dem Zeitzeugen August Zitzlsperger wissen wir Einzelheiten darüber. Als möglicher Fahnenflüchtiger versteckte sich der 17jährige im Schuhgeschäft seiner Schwester in Aldersbach, ohne es seinen Angehörigen im nahen Walchsing zu melden. Als die über 150 amerikanischen Panzerwagen am 1. Mai durchfahren, verließ er sein Versteck und beobachtete die Szenerie aus nächster Nähe. „Plötzlich kam Josef Knödl, eine weiße Fahne schwenkend, hinter dem Salettl des Wirtshauses

hervor, ging auf die Amerikaner zu und trat ihnen mutig und unbelastet entgegen“, so der Augenzeuge. Die weiße Fahne hatte Knödl schon längst vorher unter einer Bank im Salettl des Gasthauses Pirkl deponiert, um sie für den Tag der Befreiung parat zu haben. Es war also das alleinige Verdienst des couragierten Nazigegners Josef Knödl, dass Aldersbach friedlich und ohne Blutvergießen an die Amerikaner übergeben wurde.

Der amtierende Bürgermeister Peter Almer, der für die Übergabe eigentlich verantwortlich gewesen wäre, verschanzte sich an diesem Tag im nahegelegenen Wald am Bernhardsberg. In der Nacht zum 2. Mai bat er bei der Familie Pfaffenbauer in der Schulstraße um ein warmes Getränk. Am Vormittag erschien er bei Josef Knödl und erkundigte sich nach der Anzahl der durchgefahrene Panzerwagen mit den Worten: „*Ha Sepp, wiafoi Panzer warn's denn?*“ Er wurde alsbald von der amerikanischen Militärbehörde vom Bürgermeisterposten enthoben und durch Michael Witzlinger ersetzt, der dieses Amt bereits von 1925 bis 1933 ausgeübt hatte.

Quellen:

APB, OA, Deka II. Aidenbach, 12/II Aldersbach. Osterbericht 1945 [inhaltlich zu den Generalien Nr. 2339 und 3291], Datierung 1. Oktober 1945, Verfasser: Pfarrer Joseph Wieselhuber, zit. nach: Claudia Schober, Die Berichte der Seelsorger des Bistums Passau nach Ende des Zweiten Weltkriegs (1945), Diss. Univ. Passau (Passau 2017);

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Vilshofen 1996 S. 95-98;

Ludwig Maier: Baum, wir hauen ab, der Krieg ist vorbei. Wie der 17jährige August Zitzlsperger aus Walchsing das Kriegsende 1945 erlebt hat, in: Donau-Bote 26.4.2005, S. 20-21; Gemeinde Aldersbach (Hrsg.): Aldersbach. Eine wertvolle Gemeinde, Aldersbach 2015, S. 68; Aufzeichnungen von Sohn Josef Knödl jun.

Josef Knödl – denunziert, couragiert, ehrenamtlich aktiv

von Rudolf Drasch

Josef Knödl kommt am 17. Januar 1912 in Aldersbach als sechstes Kind von elf Geschwistern als Bauerssohn auf dem „Metzgerhof“, in der Ortsmitte gelegen, auf die Welt. Seine Eltern waren Anton und Therese Knödl, eine geborene Birkeneder aus Weng. Am 13. November 1941 heiratete Josef Knödl die Haustochter Paula Madl aus Aidenbach, geb. am 18. April 1921, nichteheliches Kind von Theres Madl und dem Seilermeister Franz Voggenreiter aus Vilshofen. Aus der Ehe ging der Sohn Josef Knödl, Jahrgang 1946, hervor. Josef Knödl sen. erlernte den Beruf des Schreiners und war u.a. für die Zimmerei Alois Rauch in Aldersbach beruflich tätig.

Der junge Josef Knödl ließ sich nicht vor den Karren der NSDAP spannen und verweigerte die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend. Er wurde denunziert und wegen „politischer Umtriebe“, wie es im Gefangenenbuch B Jahrgang 1933 Nr. 214 vermerkt wurde, vom 7.11.1933 bis 24.11.1933 im Gerichtsgefängnis Vilshofen inhaftiert. Der Vilshofener Anzeiger, amtliche Tageszeitung des Gaues Bayreuth der NSDAP, brachte dazu folgende Meldung:



Josef Knödl [*1912, †1986) (Foto: Fam. Knödl)

„Aidenbach, 18. Nov. (Wieder einer, der es heute noch nicht glauben kann). Weil er nicht wußte, wie er über die heutige nationale Regierung schimpfen mußte und sie mit allerhand Kosenamen bedachte, wurde Montag abends der ledige Landwirtssohn Josef Knödl von Aldersbach, seines Berufes Schreiner, von der Gendarmerie Aidenbach verhaftet. Es ist nur gut, daß die Regierung für solche Leute hinter Betonmauern und Stacheldraht einen Aufenthaltsort zur Verfügung gestellt hat, wo Leute von der Sorte wie der Verhaftete über ihre vorlauten Reden und charakterlosen Ausdrücke nachdenken können und schließlich eines besseren belehrt werden.“

Josef Knödl ließ sich aber nicht von seiner tiefen Abneigung gegen das Naziregime abbringen. Wenige Monate später musste er erneut auf Grund eines Strafbefehles des Amtsgerichts Vilshofen vom 13.1.1934 bis 3.2.1934 eine dreiwöchige Gefängnisstrafe verbüßen. Verurteilt wurde er „wegen eines Vergehens gegen das Gesetz vom 21.3.1933, RGBL. I. S. 135“. Nach seiner Haftentlassung hatte er von den Repressalien genug und setzte sich im Frühjahr per Fahrrad nach

Italien ab. Mehr zufällig konnte er der Heiligsprechung von Bruder Konrad aus Parzham an Pfingsten 1934 in Rom durch Papst Pius XI. beiwohnen, um dann bis zum Kloster Monte Casino seinen Weg fortzusetzen. Im Herbst des gleichen Jahres kehrte er über die Schweiz wieder in seine Heimat nach Aldersbach zurück, wo er in der Schreinerei Alois Rauch u.a. ausgerechnet Barackenteile für die deutsche Wehrmacht anfertigen musste. Vom Wehrdienst wurde er freigesetzt, weil er für einen „kriegswichtigen“ Betrieb arbeitete.

Josef Knödl war über den Verlauf des Zweiten Weltkrieges stets informiert, u.a. hörte er illegal den „Feindsender“ BBC in seinem Elternhaus Ritter-Tuschl-Str. 3 ab. Dank der aktuellen Informationen aus dem Radio konnte er rechtzeitig Vorbereitungen für eine kampflose Übergabe von Aldersbach an die Amerikaner am 1. Mai 1945 treffen. Weil politisch unbelastet, setzte ihn die amerikanische Militärregierung von August bis Oktober 1945 kommissarisch zum 2. Bürgermeister

der Gemeinde Aldersbach ein. Dieses Amt bekleidete er nochmals von Mai 1948 bis April 1952 unter Bürgermeister Alfons Duschl und wirkte dann noch 18 Jahre als Mitglied des Gemeinderats. Josef Knödl betätigte sich nicht nur kommunalpolitisch, sondern war auch entscheidend an kirchlichen Projekten beteiligt. Er fertigte einen kunstvollen Rahmen für die beiden Geschichtstafeln an der Portenkirche an, war maßgeblich an der Beschaffung der gusseisernen Kirchenglocken 1945 beteiligt und setzte sich mit dem neuen „St.-Peter-Gickerl“ in seinen letzten Lebensjahren ein bleibendes Denkmal.

Am 15. Oktober 1986 verstarb Josef Knödl im Alter von 74 Jahren nach einem erfüllten, bewegten Leben und fand am Friedhof St. Peter seine letzte Ruhestätte. Einen nach ihm benannten Straßennamen, wie etwa für den NS-Bürgermeister Peter Almer (1933-1945), sucht man in Aldersbach trotz seiner großen Verdienste um das Gemeinwohl vergebens.

Kindheitserinnerungen an das Kriegsende 1945 in Aidenbach

von Joseph K. Pfaffinger

Ende April 1945 erwartete man jeden Tag die Amerikaner. Wir hatten nachts nicht mehr das Tagesgewand ausgezogen, sondern schliefen in diesem, natürlich voller Unruhe. Einmal in der Nacht standen wir auf und blickten durch die einen Spalt geöffnete Haustür auf die Straße. Wir sahen in der Dunkelheit einige Leute mit Sack und Pack vorbeihasten. Auf unsere Frage, wo sie jetzt in der Nacht hingehen wollen, klärten sie uns auf, dass sie in den Schöf Bach-Wald ziehen und sich dort verstecken wollen.

Im Allgemeinen aber ging das Leben seinen gewohnten Gang. Ich kann mich nicht erinnern, dass sich in der Bevölkerung große Angst ausgebreitet hätte. Aber dennoch hat jemand an einem Hang bei der Kosmühle eine Erdhöhle ausgegraben, wo er sich offensichtlich verstecken wollte. Am 30. April 1945 abends bin ich mit meiner Schwester zum Bauer Fischerauer in Karling gegangen; wir haben eine Kanne Milch geholt. Vom Westen haben wir Kanonendonner gehört, haben uns aber darüber keine Gedanken gemacht. Meine Mutter hat an diesem Abend mit den Worten „Iatz is der Schwindl vorbei“ noch das Hitler-Bild, das etwa so groß war wie ein kleines Schulheft und eine billige Ausführung gewesen ist, von der Wand genommen. Sie hat es zerrissen und verheizt. Ich bin dagestanden und habe geweint. Am nächsten Tag, dem denkwürdigen 1. Mai 1945, waren wir wieder zeitig auf den Beinen. Am frühen Morgen gegen 6 Uhr springt auf einmal ein deutscher Soldat hinterm Haus über den Zaun und hat um Zivilkleidung gebeten. Ich weiß nicht, ob ihm seine Bitte

erfüllt wurde. Er war so schnell wieder verschwunden wie er gekommen war. In einer Nachbarswohnung lag eine Frau in den Wehen und hat Punkt sieben Uhr ein Mädchen, das auf „Hannelore“ getauft wurde, geboren. Und genau zur selben Zeit haben zwei, drei Kanonendonner die Luft zerrissen. Amerikanische Panzer sind von unten herauf gefahren, also von Osten gekommen und haben ein paar Warnschüsse abgegeben. Die Einschussstellen beim Stümpfl-Maler und beim Kaufhaus Brandstätter, später Kaufhaus Weber, hat man noch mehrere Jahre danach gesehen. Die Einnahme von Aidenbach durch die Amerikaner mit Panzern, Jeeps und Fußtruppen ging vonstatten, friedlich und ohne Blutvergießen. Die Leute hängten weiße Fahnen oder weiße Tücher aus den Fenstern. Kaufmann Sturm Senior ist den Amerikanern mutig mit einer weißen Fahne auf dem Marktplatz entgegen gegangen. Seine Schwiegertochter, eine junge Frau von damals 23 Jahren, hatte noch gesehen, wie sich durch den Garten des Kaufhauses Sturm einige deutsche Landser davongemacht haben.

Vor unserem Haus, wir wohnten seit 1939 im Haus gegenüber der heutigen Sparkasse, hat sich eine Gruppe amerikanischer Soldaten ein Feuer gemacht und gewärmt, denn die Nacht und der Morgen waren ungewöhnlich kalt gewesen. Unter den Soldaten waren auch „Neger“, die nicht nur das Interesse der Kinder erweckt haben. Wir haben die Amerikaner allgemein freundlich aufgenommen, und sie waren auch, so der Eindruck, mehr als Freunde denn als Feinde gekom-



Altes Aidenbacher Rathaus um 1935 mit Hakenkreuz (Foto: Gemeindearchiv Aidenbach)

men. Anmerkung: Das Wort „Neger“ war damals kein Schimpfwort, und ich verstehe es auch heute noch als wertungsfrei und verwende es in diesem Sinne. Es ist mehr eine Aufwertung als eine Abwertung, denn mit dem Begriff „Neger“ verbindet man große Sportlichkeit und körperliche Tüchtigkeit. Einige Tage später hat man erfahren, dass die Einnahme von Aidenbach auch ganz anders, nämlich katastrophal, hätte verlaufen können. In Aidenbach hat sich in den letzten Kriegstagen eine Hand voll, vielleicht sechs, acht versprengte SS-Leute herumgetrieben, die ich noch gesehen habe, wie sie vom Bergwirt herunter gegangen sind. Sie haben in der Nacht zum 1. Mai beim Weißbräu Schnaps gesoffen und wollten in ihrem Suff noch Aidenbach mit

Panzerfäusten verteidigen. Ein paar Gäste aber haben sie überlistet und überwältigt und haben sie in den Keller der Gendarmerie gesperrt. Diese war damals im ersten Stock beim Plattner-Schmied, gegenüber dem Weißbräu, untergebracht. Dabei setzt ein Landser dem Nagl Heinrich die Pistole auf die Brust. Er hat sich aber nicht einschüchtern lassen, sondern hat in die hintere Hosentasche gelangt, als wenn er auch eine Pistole hätte und hat gesagt: „Nachert schiaß i aa.“ Der Nagl Heinrich wurde allgemein als Retter von Aidenbach angesehen.

Am unteren Marktplatz stand zu der Zeit ein gelber Omnibus, in welchem sich die Konfrontation des Soldaten mit dem Nagl Heinrich und den anderen Bürgern abgespielt haben soll. Dieser Bus wurde nach einigen Wochen in den Hof des Fuhrunternehmens Josef Klugseder gefahren oder gezogen, wo er lange Zeit noch gestanden hat. Welche Bürger sich noch an der Rettungsaktion beteiligt haben, ist mir leider nicht mehr bekannt. Am Nachmittag habe ich gesehen, wie vom Weißbräu deutsche Panzerfäuste herausgetragen wurden, wahrscheinlich von den amerikanischen Soldaten. Einige Tage vorher haben scheinbar Unbelehrbare, Soldaten oder Bürger(?), am Friedhof eine Panzersperre zu errichten versucht. Sie haben links und rechts der Straße zwei große Baumstämme aufrecht eingegraben und quer über die Straße weitere dicke Baumstämme gelegt. Die Anlage hat gar nichts genutzt. Nach der Einnahme hat sich herausgestellt, dass die Amerikaner beabsichtigten, Aidenbach vom Westen und vom Osten einzunehmen. Vom Westen her erfolgte die Einnahme und oben am Friedhof sind ebenfalls Panzer aufgefahren und haben gewartet, wie sich die Lage im Ort unten entwickelt. Es wäre ein Leichtes gewesen, bei Gegenwehr den Markt in Schutt und Asche zu legen. Dank tapferer Bürger ist der Kelch an Aidenbach

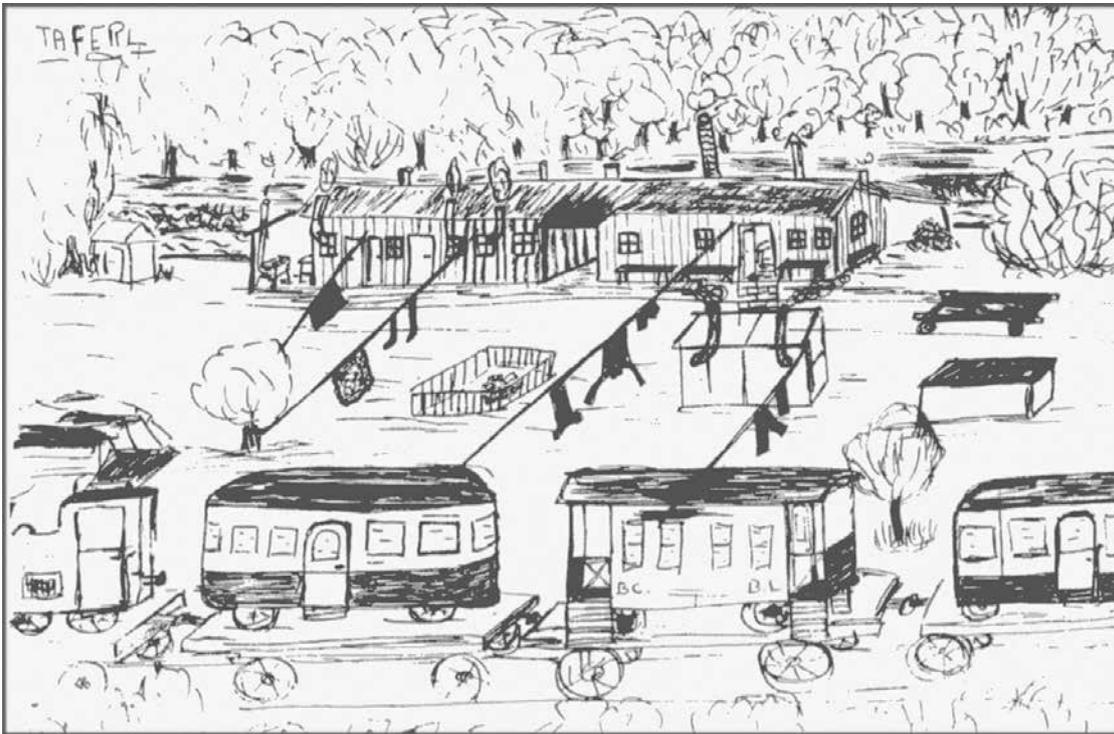
vorübergegangen! Die Anwesenheit der Amerikaner hat natürlich das tägliche Leben und auch das Treiben von uns Kindern beeinflusst und stark verändert. Die Amerikaner nahmen Bürgerhäuser in Besitz und quartierten sich ein. Mit Bestimmtheit weiß ich noch, dass viele Soldaten beim Kaufhaus Grüneis, damals das vornehmste und größte Haus des Marktes, logierten. Die „Neger“ waren natürlich am Anfang das Interessanteste, aber später haben wir uns an die Schwarzen gewöhnt und mochten sie nicht weniger als die Weißen. Mehrmals haben die Amerikaner den Marktplatz als Spielplatz genutzt. Sie hatten aber keinen runden Ball, sondern einen eiförmigen Lederball, den sie, nach welchen Regeln auch immer, hin und her geschossen haben. Einmal haben sie auf dem Marktplatz in der Nähe vom Eder-Wirt eine Bühne aufgestellt. Eine amerikanische Militärkapelle hat gespielt, vielleicht wurde auch getanzt. Es gab Weißbrot, von dem wir Kinder uns einige Scheiben erbettelt haben. Es war aber süßlich und hat deshalb nicht gerade gut geschmeckt. Im einzigen Kino in Aidenbach, das über der Gaststätte Willnecker, auch Bayerischer Hof, lag, haben die amerikanischen Soldaten einmal einen englischsprachigen Film angeschaut. Wir Kinder waren natürlich auch dabei. In der Vorschau sah man eine Hitler-Statue. Auf einmal kamen viele Blitze aus den Wolken, haben die Statue getroffen, dass diese zerborsten ist. Die amerikanischen Soldaten haben gelacht und gebrüllt und gebrüllt. Der Film hieß „Ein Baum wächst in Brooklyn“. Wir haben nicht ge-

wusst, was Brooklyn bedeutet und haben den Film nur teilweise verstanden. Manche Leute haben versucht, Englisch zu lernen. Dazu konnte man Lernheftchen kaufen. Ich habe auch ein zerlesenes Exemplar irgendwie ergattert. Gleich auf der ersten Seite stand: „Ei laf ju“. Mit den Nachbarskindern haben wir ein amerikanisches Volkslied gesungen, natürlich auf Englisch: „You are my sunshine, my only sunshine“. Wir konnten weder den Text richtig noch haben wir ihn verstanden. Eines Nachts haben die Amerikaner die ganze Nacht durch gefeiert und ordentlich dabei gejoht. Ich bin mehrmals von dem Lärm aufgewacht. Am nächsten Tag haben wir erfahren, dass Amerika auch noch Krieg mit einem Land geführt hat, das „ganz weit“ weg von Deutschland war und dass dieser nun zu Ende ist. Das Land war Japan, und es war wohl die Nacht nach dem Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Die Amerikaner sind vielleicht ein Jahr in Aidenbach geblieben. Besatzung und Bevölkerung, im Besonderen die Kinder und die Jugend, haben sich den Umständen entsprechend gut mit den amerikanischen Soldaten verstanden. Von irgendwelchen Problemen ist mir nichts bekannt. Einige Liebschaften zwischen amerikanischen Soldaten und Aidenbacher Mädln hat es sicher auch gegeben; aber darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Quelle:

Aidenbacher Gemeindeblatt, Ausgabe 1, 2016

SCHICKSALE UND ERINNERUNGEN



Lagerskizze des „Taferllagers“ der damals vierzehnjährigen Valerie Maria Knudsen in ihren Lebenserinnerungen „No Doughnut for Sale. A Story Growing Up During The Second World War“ („Kein Krapfen zu verkaufen“)
Quelle: Vilshofener Jahrbuch 1997, Band 5, S. 51-62

Die junge Valerie empfand nach langer und leidvoller Flucht aus Ungarn das Lager an der Vils trotz vieler Entbehrungen als sichere, geradezu heimatliche Umgebung. Während Valerie letztlich nach Kanada auswanderte, fanden viele andere Flüchtlinge aus den Ostgebieten, z.B. Galizien oder Schlesien in unserer

Region ihre neue Heimat. Auch vielen Einheimischen blieben die Ereignisse im Jahr 1945 eindrücklich im Gedächtnis. Zeitzeugen schildern Notstand und Mangel, tragische Begebenheiten und aufwühlende Begegnungen sowie kindliche Abenteuerlust und verhängnisvolle Neugier.

Sorgen und Angst an der „Heimatfront“

von Ronald Ziegler



Mit der Sonne ging auf dieser Ansichtskarte 1933 noch symbolisch das Nazi-Regime über Vilshofen auf. Doch zum Ende des Krieges wussten die Vilshofener, dass Adolf Hitler ihnen nur Kummer, Sorge und Not gebracht hatte. (Foto: Sammlung Raithmeier)

Je länger der Krieg an den Fronten dauerte, umso schwieriger wurde auch die Lage in der Heimat. Viele Familien mussten nicht nur um das Leben von Angehörigen bangen. Sie drückte auch die Sorge, wie sie selbst die kommenden Tage und Wochen überstehen sollten.

Von vielen Bauernhöfen musste auch der letzte Mann - egal ob Bauer oder Hoferbe - zu den Waffen. Die

große Last und Verantwortung lag jetzt in den Händen der Bäuerin. Die einzigen Hilfen waren oft nur französische oder polnische Kriegsgefangene, die mit viel Fleiß und Geschick ihren Mann auf den Höfen stellten.

Neue Schwierigkeiten kamen Ende 1944 dann durch die Aufnahme von Flüchtlingen aus den Ostgebieten hinzu. Das Zusammenleben mit fremden Leuten un-

ter einem Dach war für manchen Einheimischen recht ungewohnt. Da blieben anfangs Streit und Reibereien nicht immer aus. Doch meist „raufte“ man sich zusammen und die Neankömmlinge legten für Kost und Logis kräftig mit Hand an auf dem Hof.

Mit ihrer Mutter, Schwester und dem kleinen Bruder war Josefine Fuchs am Ende der Flucht aus ihrer Heimat in Galizien Mitte März 1945 nach Vilshofen gekommen. Hier wurde ihre Familie einer Bäuerin aus der Gegend um Hilgartsberg zugeteilt, die mit einem Ochsengepann gekommen war. Dabei hatte der Bauer seiner Frau noch die Mahnung mit auf den Weg gegeben: „Keine Kinder!“

„Wie der Bauer bei unserer Ankunft reagiert hat, weiß ich nicht mehr. Für uns war auch viel wichtiger, dass wir endlich Ruhe hatten und uns nicht mehr fürchten mußten“, erzählt Josefine Fuchs. Ernste Auseinandersetzungen hat es aber bei ihnen nicht gegeben. „Obwohl unsere Einquartierung für den Bauern schon eine Belastung war.“ In einem Zimmer ohne Ofen lebten die vier. Die Bäuerin musste für sie mitkochen. Auf dem Hof mitzuarbeiten, davor scheuten sich die Flüchtlinge nicht: „Wir hatten zuhause auch eine Landwirtschaft und kannten es deshalb gar nicht anders.“ Die Mutter und die Schwester halfen draußen dem Bauern, Josefine Fuchs im Haus der Bäuerin. Lediglich der Bruder war noch zu klein zum Helfen.

Einmal hieß es: „In Vilshofen gibt's Pferdefleisch“. Da machte sich die Schwester zu Fuß auf den Weg. Mit dem Fleisch wollten die Flüchtlinge zum gemeinsamen Unterhalt beitragen, der Bauersfamilie nicht zu sehr zur Last fallen.

Endlich in Vilshofen angekommen, war nach stundenlangem Anstehen vor der Pferdemetzgerei trotzdem al-

les umsonst. Das Fleisch war ausgegangen, noch ehe Josefine Fuchs' Schwester an der Reihe war. Auf dem Rückmarsch musste sie schließlich noch vor Tieffliegern in einem Gebüsch Schutz suchen.

Nach dieser Gefahr für die Tochter bestimmte die Mutter: „Wir brauchen kein Fleisch. Brot und Kartoffeln sind genug.“ Bald danach bekam die Familie endlich



Die Gebiete Galizien und Schlesien in den heutigen politischen Grenzen (Grafik: T. Keil)

die begehrten Lebensmittelmarken. Was es dafür gab, warf man in einen Topf mit den „Gastgebern“. Man aß gemeinsam und man arbeitete gemeinsam.

„Wir mussten wenigstens nicht hungern. Das Nötigste war immer da“, erinnert sich Josefine Fuchs. Die Vilshofener hatten es da nicht so einfach. Trotz Lebensmittelmarken gab es oft nichts, da keine Ware vorhanden war. Sie mussten zum Hamstern raus aufs Land.

„Gegessen habe ich immer im Goldenen Hirschen bei der Stadtpfarrkirche, alles auf Marken“, erinnert sich Hildgard Meyer. Die Aidenbacherin war seit Februar 1945

zum „Kriegshilfsdienst“ im Fernmeldeamt des Postamtes Vilshofen verpflichtet. Die ganze Woche wurde nur das „Stammgericht“ aufgetischt – gekochte Kartoffeln und gelbe Rüben ohne Fleisch oder Wurst. Denn pro Woche gab es auf Marken – wenn überhaupt – nur 200 Gramm Fleisch. Das reichte höchstens für eine Mahlzeit. „Der Mann der ‚Stadler-Wirtin‘ aber war Jäger und da gab es ab und zu Rehfleisch. Da hat mir die Wirtin dann immer etwas zukommen lassen“, erzählt Hildegard Meyer.

Frühstück und Abendessen erhielt die junge Frau bei ihrer Zimmerwirtin in der Donaugasse. Und mit der, oft aber auch alleine, ging sie in der dienstfreien Zeit zum Hamstern – zu Fuß bis Garham, mit dem Radl bis Ortenburg. In der Ortenburger Mühle bekam Hildegard Meyer immer ein kleines Sackerl Mehl – und ein Glaserl Most.

„Sitz ma uns no a bisserl z’samm zu an Ratsch“, hat der Müller immer zu ihr gesagt. Und anschließend fiel der

Heimweg nicht mehr gar so schwer, denn: „Da hab’ ich immer einen kleinen Schwips g’habt. Ich hab’ ja nichts vertragen.“

Sonst, so Hildegard Meyer, ist man von Gehöft zu Gehöft gewandert und hat nach ein paar Eiern gefragt. Dankbar waren die Vilshofener für alles, was man bekam. Teilweise geschenkt, teils gegen Geld oder Tauschwaren. Dabei war das Ganze nicht ungefährlich. Schließlich waren Hamstern und Schwarzhandel ebenso wie das Schwarzschlachten unter schwerste Bestrafung gestellt. Doch die zunehmende Not zwang viele dazu, diese Gefahr in Kauf zu nehmen.

Quelle:

Gekürzter Beitrag aus dem Vilshofener Jahrbuch, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Zigaretten vom Schiff

Die Ernährungssituation in Deutschland nach Kriegsende und in der darauf folgenden Besatzungszeit war lange sehr schlecht. Um an Lebensmittel zu kommen, mussten vor allem Stadtbewohner zu den Bauern aufs Land fahren und „hamstern“. Sie tauschten Schmuck und andere „wertvolle“ Gegenstände gegen lebenswichtiges Essen ein. Von einer besonderen Art zu Hamstern hat R. Ziegler von Hildegard Meyer erfahren.

In den letzten Kriegsmonaten gab es kaum mehr Freizeitveranstaltungen. Im Kampf ums Überleben hatte dazu auch niemand mehr Lust. Fast alle versuchten, etwas zu hamstern. Und so eilten Ende April 1945 viele nach Windorf, wo ein Dampfschiff mit einer Ladung für Wehrmichtsangehörige bestimmte Zigaretten angekommen war.

„Ich habe davon von einem unserer Lehrbuben, der wie viele in seinem Alter überall hingekommen ist, erfahren“, erinnert sich Hildegard Meyer, damals ein „Mädchen vom Amt“ in der Vilshofener Telefon-Vermittlung. Der Lehrbub hatte ihr zwar ein paar Packerl

Zigaretten zukommen lassen, doch abends eilte sie selbst noch nach Windorf, in der Hoffnung, noch ein paar Zigaretten zu ergattern.

„An der Anlegestelle standen schon viele Leute. Da ist es unendlich zugegangen“, erinnert sich Hildegard Meyer. Soldaten haben vom Schiff Zigarettenpäckchen in die Menge geschmissen. „Da hat man halt g’schaut, daß man auch ein paar erwischt.“

Im Lager von Heinrich Huber auf der Bürg ergatterte sie dann noch zu Ballen gepressten Tabak, der erst noch geschnitten werden musste. „Den ganzen Tabak habe ich meinem Vater gebracht“, sagt Hildegard Meyer. Und der, ein starker Raucher, war sehr dankbar für den „Nachschub“.

Quellen:

Internet: <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/alltagsleben.html> (Zugriff 3.2.2020)

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Auf einem offenen Milchauto begann der Exodus

von Ronald Ziegler

Mitte Januar 1945 musste Emma Eitner mit ihren damals fünf und sechs Jahre alten Töchtern Irmgard und Ursula aus Blüchertal im Kreis Trebnitz in Schlesien vor den heranrückenden sowjetischen Truppen fliehen. Die letzten Kriegstage erlebte sie mit ihrer Familie schon in Pleinting, in der neuen Heimat.



Emma Eitner schrieb ihre Erinnerungen an die Flucht aus der Heimat Schlesien auf. Mit ihrer Familie kam sie noch vor Kriegsende nach Pleinting. (Foto: Sammlung R. Ziegler)

„Eigentlich sollten wir auf Aufforderung der Gemeinde und der Partei nur für 14 Tage unsere Heimat verlassen. Aber uns war damals sofort klar, daß wir unser Blüchertal lange Zeit nicht mehr sehen würden“, erzählt Emma Eitner.

Die Geschichte ihrer abenteuerlichen Flucht aus der Heimat in Schlesien hat die rüstige 87jährige [zur Zeit des Interviews 1996] für die Leser des *Vilshofener Anzeigers* aufgeschrieben: „So etwas vergißt man nicht. Die jungen Leute können sich gar nicht vorstellen, wie es damals war.“

Um den 15. Januar '45 – ans genaue Datum kann sie sich nicht mehr erinnern – mussten sie die Flucht antreten. Aber eines weiß Emma Eitner noch ganz genau: „Es war bitter kalt, um die 20 Grad minus.“ In der Nacht

vor der Abreise patrouillierten die alten Männer des Volkssturms durch das Dorf, baten sie um Unterschlupf vor der Kälte. Sie gab den Männern noch Brot, eingelegtes Fleisch und eingemachte Wurst. Mit selbstgemachtem Wein konnten sie sich innerlich wärmen.

„Um 7 Uhr sollten wir vor dem Gasthaus sein und mit schweren Pferdefuhrwerken weiterbefördert werden“, erzählt Emma

Eitner. Doch die waren nicht mehr da. Der Ortsgruppenleiter schickte sie deshalb mit einem Milchauto, das gerade von seiner Tour zurückkam, mit.

Da auf dem offenen Milchauto nur alte Leute, Frauen und Kleinkinder aufgeladen waren, sollte Emma Eitners gehbehinderter Ehemann Karl sie ein Stück begleiten: „Er hatte aber den strikten Befehl, zurückzukehren. Karl war in einem ‚kriegswichtigen‘ Sägewerk beschäftigt, das Schwellen für den Bahnbau herstellte. Bis zum Eintreffen des Feindes sollte er dort ausharren und dann das Werk sprengen. Dabei hatte er dazu keinerlei Ausbildung.“

„Für uns, das war mir klar, gab es kein Zurück mehr.“ sagt Emma Eitner. Am meisten sorgte sie sich um ihre

Töchter, die eine Grippe und leichtes Fieber hatten: „Ich habe sie doppelt angezogen und hatte damit später wenigstens warme Kleidung für sie.“ In zwei Kartoffelsäcke hatte Emma Eitner Federkissen gesteckt und sie den Töchtern während der Fahrt um den Kopf gebunden. Nur so, da ist sie sich sicher, haben die kleinen Mädchen die Fahrt bei der großen Kälte auf dem offenen Laster überstanden.

Erste Station ihrer Flucht war ein Gasthaus. Das Zimmer, in dem 30 Personen Platz finden mussten, war lediglich mit Stroh ausgelegt. Doch fast jeder hatte eine warme Decke mitgenommen.

„Ich bin dann in die Gastwirtschaft runtergegangen, wo nur eine Runde Männer zusammensaß. Auf meine Bitte, wenigstens etwas warmes Essen für die Kinder machen zu dürfen, beriet sich der Wirt kurz mit seiner Frau und sagte dann, das sei nicht möglich. Da hätte ich beinahe einen Nervenzusammenbruch bekommen.“ sagt Emma Eitner. Hier sei ihr erst so richtig bewusst geworden, was aus ihrer Familie geworden war – heimatlose Flüchtlinge.

Als Hotelköchin hat Emma Eitner immer für andere gesorgt, deshalb fühlte sie sich für die mitreisenden Flüchtlinge verantwortlich. Fast eine Woche blieben sie in ihrer ersten Station, bis alle den Ort wieder verlassen mussten. Verlassen musste hier auch Karl Eitner seine Familie, die mit den weiteren Flüchtlingen mit dem Milchwagen von Ort zu Ort weiterzog. Zum Glück – wie sich wenige Tage später herausstellte – ließ er jedoch sein Fahrrad zurück.

„Wo genau, weiß ich nicht mehr. Aber plötzlich hieß es, der letzte Zug fährt in Kürze ab und wir sollen so schnell wie möglich zum Bahnhof.“ erzählt Emma Eitner. Mit dem Radl brachte sie die beiden Töchter

zur Bahnstation. Während Irmgard und Ursula dort mit dem spärlichen Gepäck warteten, radelte Emma Eitner wieder zum Quartier zurück, um dafür zu sorgen, dass eine befreundete Frau mit ihren fünf Kindern im Alter von zweieinhalb bis sieben Jahren den Zug noch rechtzeitig erreichte.

60 Personen wurden schließlich in den Viehwaggon gepfercht, in dem die beiden Familien nur noch einen Platz an der Tür erhielten – und es dort eine Woche lang aushalten mussten: „Manchmal ist der Zug so gerast, daß die Funken flogen. Da wir im zweiten Waggon hinter der Dampflock waren und vom letzten Viehtransport noch Stroh in einer Ecke lag, hatte ich



In Güterwaggonen, ähnlich denen auf dem Foto, erfolgte die Flucht der Familie Eitner Richtung Westen. (Foto: Bundesarchiv, Sig.: Bild 146-1996-030-10A)

Angst, daß wir noch verbrennen.“ Außerdem sprang bei hoher Geschwindigkeit immer die große Waggon-tür aus den Angeln. Da befürchtete Emma Eitner, sie würde von der Tür einmal erschlagen.

„Was hat das bloß gezogen. Manche Leute in unserem Waggon wurden richtig hysterisch. In einer Nacht bin ich eingeschlafen, auf jedem Bein eines meiner Töchter, ihre Köpfe fest an meine Brust gepreßt. Als ich frühmorgens aufwachte, lag obenauf noch ein weiteres Kind, das Wärme gesucht hatte.“

Doch pausenlos ging die Fahrt keineswegs weiter gen Westen. Da kein anderer mehr folgen sollte, hielt der Zug mal mitten in einem Wald, mal an einem Bahnhof – manchmal länger als einen Tag. Willkommene Pausen, um die Notdurft verrichten zu können. „An einem Bahnhof bin auch ich mit meiner zweiten Tochter einmal ausgestiegen. Plötzlich, ohne Ankündigung, setzte sich der Zug in Bewegung. Zufälligerweise bemerkte dies ein einsamer Soldat in meiner Nähe. Er kam schnell angerannt, warf Irmgard in den schon rollenden Zug und gab auch mir noch einen Schubs, damit ich in den Waggon kam. Sonst wäre ich von meiner Tochter Ursula getrennt worden.“ denkt Emma Eitner heute noch dankbar an den Unbekannten zurück.

Doch so sei es vielen ergangen. Manche Mütter wollten sich nur ein Fläschchen für die Kleinsten besorgen – und der Zug war fort. „Einmal ist ein alter Mann dem Zug noch hinterher gelaufen und hat uns erst nach zwei Tagen wieder eingeholt.“

Verpflegung gab es während der Fahrt keine. Zum Glück, so Emma Eitner, hatte sie eine Kleinigkeit zu essen im Gepäck. Auch etwas Malzkaffe, den sie mit heißem Wasser aus der Lokomotive aufbrühte. Erst in

Dresden, das nach dem großen Bombenangriff schon zerstört war, erhielten die Flüchtlinge am Bahnhof Brot und etwas zu trinken vom Roten Kreuz. „Der Dresdener Bahnhof war menschenleer, wie tot. Da kam eine alte Frau verstört auf den Zug zu und sagte, wir würden alle in den Tod fahren.“

Doch von Dresden aus ging es dann zügig voran und am 22. Februar kam sie mit den Töchtern am Vilshofener Bahnhof an. Hier wurden die Flüchtlinge nach einer Nacht in der Volksschule in Gruppen nach Ortenburg, Alkofen und Pleinting verteilt. Die Eitners fanden zunächst beim Pleinting Schneidermeister Erndl Unterschlupf, wo sie Ehemann Karl an Ostern 1945, wenige Tage vor Kriegsende, wiederfand. „Wir wurden hier gut aufgenommen und uns hat es hier so gut gefallen, daß wir schließlich auch hier in unserer neuen Heimat geblieben sind.“ betont Emma Eitner – obwohl das zunächst gar nicht geplant war. Hatte ihr Mann doch nach Kriegsende unter den schlesischen Landsleuten noch Unterschriften für eine Rückkehr in die alte Heimat gesammelt. Doch das sollte für immer verwehrt bleiben.

Emma Eitner stammt, wie auch ihr Mann, aus einer großen Familie. Zehn Mädels und ein Bub – der jüngste – waren sie zuhause. Ihre Mutter ist mit zwei Schwestern und einem Enkel trotz Gehbehinderung per Handwagel vor den heranrückenden Russen geflohen. Manchmal konnten sie auf einem Pferdezugwerk aufsitzen. Später stieß eine weitere Schwester mit ihren zwei kleinen Kindern zum Treck und schließlich kam mit einer Militärkolonne noch eine Schwester hinzu. Heute ist die Familie fast über ganz Deutschland verstreut.

Der damals 16jährige Bruder blieb in der Heimat zurück. Emma Eitners Mutter überredete deshalb

ihren Vater, beim Sohn zu bleiben. Eine der Schwestern kehrte vor Kriegsende nochmals in die Heimat zurück. Das Elternhaus war von den Russen eingeäschert worden und unter den Trümmern des ehemaligen Schlafzimmers fand sie den toten Vater.

Sie besorgte sich eine Kiste, um den Vater mit einem Schubkarren auf den Friedhof zu bringen. Unterwegs nahmen ihr russische Soldaten den Toten ab mit dem Hinweis, das würden Polen schon machen. Erst viele

Jahre später erfuhr Emma Eitner, dass ihr Bruder auf der Flucht vom Elternhaus in einen nahe gelegenen Wald offensichtlich von den Russen erschossen worden war.

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Im Flüchtlingslager am Taferlsee

Originalbeitrag übersetzt und bearbeitet von Dr. Manfred Schwarzmeier

Das Schicksal, Flüchtling sein zu müssen, traf gegen Ende des Zweiten Weltkrieges in ganz Europa Millionen von Menschen. Vor allem im Osten flohen ganze Dörfer vor der gefürchteten Roten Armee, die 1944/45 immer weiter nach Westen vorrückte. Am Erleben einzelner Betroffener wird die Tragik solcher millionenfach erlittener traumatischer Erlebnisse deutlicher als durch noch so exakte Zahlen. Deshalb lese man die Schilderung der Ungarin Valerie Maria Knudsen (geb. Fekete), die als vierzehnjähriges Mädchen im Januar 1945 mit ihrer Familie den Zug bestieg, um nach Westen zu fliehen. Hier landete sie nach manchen Irrfahrten in Vilshofen und blieb einige Zeit in einem Flüchtlingslager am „Taferlsee“. Die authentische Schilderung, welche hier auszugsweise wiedergegeben ist, wurde im Originalbeitrag übersetzt und bearbeitet von Manfred Schwarzmeier.

„Nachdem wir Ungarn verlassen hatten, fuhren wir durch die Tschechoslowakei. Dann kamen wir nach Deutschland. Von jetzt an hatten wir keinerlei Kontrolle darüber, in welche Richtung der Zug fuhr. In Heidenau war der erste Halt auf unserer Rundtour. Die nächste Stadt war Dresden, dann kamen Chemnitz, Plauen und Hof, wo wir zwei Tage waren, dann weiter nach Bayreuth. Nürnberg war der nächste Ort, wo wir an eine andere Zugmaschine gehängt wurden. Dann Neumarkt/Opf., Regensburg, Plattling und schließlich Vilshofen. Es war der 28. Januar 1945. Bei allen Flüchtlingen des Zuges wurde es als wahres Wunder angesehen, dass wir sicher diese Stadt erreicht hatten.

Jeweils wenn wir einen Bahnhof verlassen hatten, wurde dieser schwer bombardiert.

Wir verbrachten ungefähr fünfunddreißig Tage in Vilshofen, Bayern, abgestellt auf einem Nebengleis. Wir lebten immer noch in den Waggons. [...] Am 4. März 1945 brachen wir erneut auf.“

Über Passau ging es nach Wels, dann folgten Linz, Salzburg, Bad Ischl. Über Ried ging es zurück nach Passau und am 26. März erreichte die Gruppe wieder Vilshofen. *„Es war beinahe wie Heimkommen.“* Nach einem zwischenzeitlichen Aufenthalt im Kloster Neustift wurde der Flüchtlingstreck von der amerikanischen Besatzungsmacht letztlich *„angewiesen, an einen anderen Ort zu fahren.“*

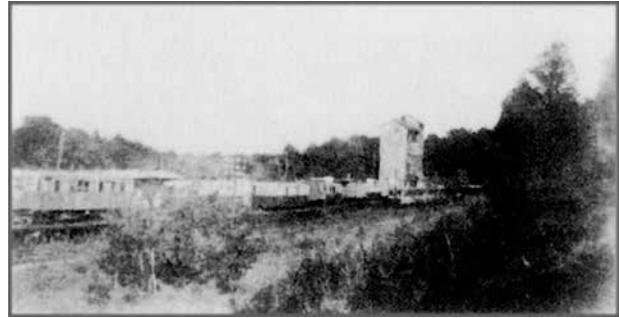


*„Barrack home in Taferl – Valerie and Father“
(Foto: Scan aus SB 2, 1996)*

„Am 20. August 1945 fuhren wir zu unserem festen Aufenthaltsort. Zumindest so dauerhaft, daß wir den Zug verlassen und uns in verlassenen Armeebaracken einrichten [Werkhütten des ehemaligen Thalhammer-Bruches, M.S.] konnten. Das war das erste Mal, daß wir mehr als unsere wichtigsten Sachen auspacken konnten. Der Ort, Taferl, war sieben Kilometer westlich von Vilshofen. Das Lager war neben einem Steinbruch gelegen, am Ufer des Flusses Vils in einem schönen Tal. Es gab da zwei zu Fuß erreichbare Frischwasserquellen. Eine Kirche, ein Postamt und ein kleines Geschäft waren drei Kilometer entfernt. Jeder Familie wurde ein Raum zugewiesen. Nicht viel Platz, aber zumindest etwas Privatsphäre. [...] Die Verschläge waren aus Bauholz, das Dach bestand aus mit Ziegelsteinen beschwerter Dachpappe. Innen waren die Wände mit Pappe ausgekleidet. Unser Zimmer war fünf Meter lang und vier Meter breit. Wir hatten eine Schlafkoje und drei Feldbetten. Der Ofen aus dem Zug wurde in den Raum gebracht. Die Männer benutzten große leere Zinndosen, um einen Kamin zu bauen, welcher manchmal extrem heiß wurde. Wir hatten einen Tisch und Schachteln, in denen vorher unsere Sachen waren, auf denen wir sitzen konnten. Wir lebten zu sechst in dem Raum, bis uns unser Hausmädchen fand und mit ihrem fünf Monate alten Kind bei uns einzog. Glücklicherweise hatten wir schönes Wetter, und konnten so viel Zeit draußen verbringen.

Wir waren dankbar, daß wir alle zusammen waren; niemand war während unserer wilden Flucht verletzt worden. Wir hatten überlebt! [...]

Um das Gefühl der Leere etwas von meiner Familie zu nehmen, ging ich mit vielen anderen Kilometer um Kilometer, um bei Bauern etwas zu essen zu erbetteln. Es war kalt, und ich hatte nur Sandalen. [...] So brachte ich an einigen Tagen, nach stundenlangem Gehen durch



"Our train on the flat cars in Taferl" (Foto: Scan aus SB 2, 1996)

Regen und Schnee, gerade mal ein Ei oder eine Tasse Milch mit nach Hause. Wenn ich Glück hatte, konnte ich auch noch einen Laib Brot kaufen. Wenigstens die Kinder hatten dann etwas, was sie in die Milch tunken konnten.

Eines Nachmittags, ich drehte gerade meine Runde, da roch ich einen wunderbaren Duft, der aus einer Küche kam. Ich klopfte an und trat ein. Auf dem Tisch stand eine große Schüssel; darin lagen hochaufgetürmt drei Dutzend Krapfen. Ganz verzweifelt wollte ich einen. Ich erinnere mich nicht, daß ich mich jemals zuvor oder danach so nach etwas zu essen gesehnt hatte. Aber sie verkauften mir keinen einzigen. Ich stand da und starrte auf die Krapfen, bis mich die Eigentümer rauswarfen. Den ganzen Weg nach Hause weinte ich aus Verzweiflung. All meine Entbehrungen schienen sich in dieser Schüssel voller Krapfen versammelt zu haben. [...]

Noch lange, nachdem der Krieg zu Ende war, waren alle Geschäfte praktisch leer. Einmal hörten wir, daß eine Warensendung in einem Geschäft in Vilshofen eintreffen sollte. Jeder beeilte sich, etwas davon zu ergattern, egal um was es sich handelte. Da wir so viel zurücklassen hatten müssen, als wir unser Land verließen, konnten wir jetzt alles brauchen.

Bei Gelegenheit hörten wir einmal, dass sie in einem Geschäft Töpfe und Pfannen verkauften. Zu viert oder zu fünft hetzten wir in die Stadt und warteten einige Stunden in der Schlange, bis wir an der Reihe waren. Jeder kaufte den einen Topf, der erlaubt war. Draußen liefen wir hinter das Gebäude und tauschten die Kleidung, wir nahmen die Schals ab, zogen Pullover an und setzten Brillen auf, um uns zu verkleiden; dann gingen wir zurück, und jeder kaufte einen weiteren Topf. [...]

Im Lager zu kochen war immer verbunden mit viel Vorstellungsgabe. Aus sehr wenigen Nahrungsmitteln, meistens nur getrockneten Bohnen, Mehl und getrockneten Zwiebeln etwas zu kochen war nicht leicht. Wir rösteten die Haferflocken in ein wenig Butter und nannten sie Haselnüsse. Die getrockneten Zwiebeln wurden zu Steaks. Die grünen Äpfel, die wir am Straßenrand aufsammelten, wurden wohlschmeckende tropische Früchte. Pilze dienten als Ersatz für alles andere. Im Steinbruch wuchs der ‚Steinpilz‘ zu einem Gewicht von 500 Gramm heran. Wir konnten ihn in Scheiben schneiden und trocknen oder einen ganzen Pilz mit einem Ei überbacken, und das Ganze war dann ein Pfannkuchen. Zahme Hasen wurden zum Truthahn, zum Hähnchen oder zu gebratenem Speck, was immer wir uns gerade einbildeten. Es entwickelte sich zu einem Spiel unter den Frauen, am Morgen (sobald man eine andere Köchin sah) zu fragen: ‚Was steht heute auf dem Speiseplan?‘ Die andere musste daraufhin mit einem besonders außergewöhnlichen Gericht aufwarten. Das war die einzige Art und Weise, damit umzugehen, nur wieder einen neuen Topf voll Bohnen kochen zu können.

Für die Kinder im Lager gab es keine Schule. Ich entschloß mich, einige Schulstunden zu organisieren. Nachts bereitete ich die Stunden vor, und am nächsten Tag lehrte ich die Kinder lesen, schreiben und ein bißchen rechnen. Wir stellten auch einige Gegenstände her und konnten sogar ein paar davon verkaufen. Wir hatten etwas Papier und Stifte aus den Kisten des Zuges. Es gefiel mir, ihre Lehrerin zu sein. [...]“

Dann kam eines Tages ein Brief aus Kanada mit dem Versprechen, mir bei der Einwanderung in dieses Land zu helfen.“

Zweimal fuhr Valerie Fekete nach Amberg, wo sich die Internationale Flüchtlingsorganisation befand. Das Prüfverfahren war sehr streng und umfasste neben Gesundheitsprüfungen auch viele Gespräche, doch letztendlich bekam Valerie einen positiven Bescheid.

„Ich war unter den Glücklichen. Ich wurde zur Auswanderung nach Kanada zugelassen. [...] Am 14. Juli 1949, im Alter von achtzehneinhalb Jahren verließ ich den europäischen Kontinent. Der Krieg hatte schließlich auch für mich ein Ende gefunden.“

Quelle:

Stark gekürzte Fassung eines Beitrags im Vilshofener Jahrbuch 1997, Band 5, S. 51-62. Übersetzt und bearbeitet wurden die Aufzeichnungen mit dem Titel „No Doughnut for Sale. A Story Growing Up During The Second World War“ von Dr. Manfred Schwarzmeier, heute Organisationsreferent an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing.

Ein Schulbub in den Wirren vor und nach dem Kriegsende 1945

von Ludwig Maier

Mitten im Zweiten Weltkrieg, im September 1943, kam Karl Bradl aus Zeitlarn, später jahrzehntelang Kioskbesitzer am Bahnhof Vilshofen, in die Volksschule, die heutige Ritter-Tuschl-Schule. Die Familie Bradl wohnte damals im Haus Ecke Passauer Straße/Bahnhofstraße (heute Gelände Mc Donalds).

Nach seiner Einschulung dauerte es nicht lange, und der Unterricht musste des Öfteren „kriegsbedingt“ unterbrochen werden. Bei den Anflügen englischer und amerikanischer Bomber auf Ziele im Donauraum (z.B. Linz oder Passau im Dezember 1944 und März 1945) gab es auch für Vilshofen Fliegeralarm. Die Schulkinder mussten dabei in den Eiskeller der Brauerei Wolferstetter beim Wolferstetter Keller.

Wenn auch das Kriegsgeschehen und die Kampfhandlungen Anfang 1945 noch relativ weit weg von Vilshofen waren, wurden dennoch selbst die Schulkinder mit den furchtbaren Folgen dieses blutigen Völkerringens konfrontiert. Im Februar 1945 hatte nämlich die deutsche Wehrmacht im Volksschulgebäude in der Kapuzinerstraße ein Lazarett eingerichtet. Karl Bradl erinnert sich: „Wir mussten natürlich aus dem Schulhaus raus



Karl Bradl mit Mutter Maria und Schwester Theresia (Foto: Sammlung K. Bradl)

und hatten von da ab in verschiedenen Gasthäusern der Altstadt Unterricht, so z.B. im Münchner Hof (Obere Vorstadt) oder im Grünen Baum (Donaugasse, heute Teilgebäude des Hotels Wittelsbacher Zollhaus). Auch im Haus Bürg Nr. 41 am Stadtturm (heute Stadtgalerie) waren zeitweise einzelne Klassen untergebracht. Zum Heizen der Säle musste jeder Schüler ein Stück Brennholz mit-

bringen. Die größeren Buben haben dies oft vergessen. Dann haben sie es uns kleineren Schülern abgenommen und als das ihre abgegeben. Auch ich war des Öfteren ein Opfer dieses Überlebenskampfes und wurde dann vom Lehrer ungerechterweise geschimpft.“

Dieses schulische Wanderleben ging auch nach dem Einmarsch der Amerikaner am 1. Mai 1945 weiter. Bis September 1945 hatten die Amis das Schulhaus beschlagnahmt und die Stadtkommandantur darin untergebracht. In den letzten Wochen des Krieges erregte bei den Schulbuben des Bahnhofsviertels die am Bahnhof Vilshofen stationierte Flak der deutschen Wehrmacht die besondere Neugier. Diese Flugabwehrkanone sollte die feindlichen Flugzeuge abschießen, sofern sich diese dem Bahnhof Vilshofen nähern würden. Die Flakhelfer



Bradl-Kiosk am Bahnhof um 1933 (Foto: Sammlung K. Bradl)

waren ältere Männer, vermutlich Volkssturmmangehörige, die in einem Haus in der Passauer Straße einquartiert waren. „Mein Freund Ossi Stiebler und ich durften da immer kurbeln, was uns natürlich große Freude bereitet hat“, so Karl Bradl. Die Flak kam nie zum Einsatz und die Flakhelfer sind unmittelbar vor dem Einmarsch der Amerikaner getötet.

Die andere Seite des verbrecherischen Naziregimes, die unübertroffene Brutalität, erlebte Karl Bradl in schrecklicher Weise im Februar 1945 an der Bahnschranke westlich vom Bahnhof Vilshofen (seit 1963 Bahnunterführung). Er erzählt: „Eines Tages, es war eisig kalt und es lag viel Schnee, stand ich mit meiner Mutter an der geschlossenen Bahnschranke, als gerade ein Güterzug aus Richtung Passau kam und den Übergang passierte. Da schrie meine Mutter plötzlich: ‚Mein Gott, da sind ja lauter Menschen in den offenen Waggonen!‘ Es waren Kohlewaggonen mit dreiviertel hohen Bordwänden, aus denen Schnüre mit angebundenen Blechbüchsen hingen. Die in den Waggonen eingepferchten Menschen

– vermutlich KZ-Häftlinge – ließen Büchsen während der relativ langsamen Fahrt durch den Bahnhof auf dem Schnee dahingleiten und holten sie wieder zurück in die Waggonen. Den so eingefangenen Schnee haben sie wahrscheinlich als Durstlöcher gegessen. Ein solch furchtbares Erlebnis vergisst man nie mehr!“

In den letzten Apriltagen 1945 fuhren auffallend viele deutsche Militärfahrzeuge durch Vilshofen in Richtung Passau. Einen oder zwei Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner wurde die aussichtslose militärische Lage der Wehrmacht auch in Vilshofen spürbar. Karl Bradl: „Als wir am Mittag von der Schule heimgingen, begegneten wir an der Vilsbrücke der vom Volkssturm am Vormittag eiligst errichteten Panzersperre. Wir Schulbuben haben das ganze Theater von der spielerischen Seite aus gesehen und gleich an dieser aus Holzstämmen zusammengefügte Wand herumgeturnt.“ Am Dienstag, den 1. Mai 1945, sind dann die Amerikaner auch in Vilshofen einmarschiert. Karl Bradl hat die ersten Tage des Kriegsendes wie folgt erlebt: „Am 2. Mai mussten wir unsere Wohnung verlassen, da sich die Amerikaner einquartiert haben. Wir haben alles liegen und stehen lassen müssen, nur die Oberbetten durften wir mitnehmen. In diesem Haus war damals auch das Vermessungsamt untergebracht. [heute Gebäude Mc. Donalds, d. Hrsg.] Mit der Ausquartierung dieser Behörde machten die Amis kurzen Prozeß. Sie warfen alle Akten und Ordner aus dem Fenster auf die Bahnhofstraße. Der Mitarbeiter Ranner vom Vermessungsamt hat sie wieder zusammengetragen, auf einen Ochsenkarren verladen und in Sicherheit gebracht. Wir Buben haben ihm dabei geholfen.“

Einige Tage später kam in diesem Haus der Kaufmann Franz Danzer auf tragische Weise ums Leben. Karl Bradl erinnert sich: „Zwei besoffene Amis kamen ins



Ehemaliges Vermessungs- und Gesundheitsamt in der Passauer Straße (Foto: Sammlung K. Bradl)

Haus und verlangten vom alten Danzer-Vater Schnaps. Er hatte aber keinen. Sie haben ihn dann zu Tode geprügelt. Die zwei Mörder wurden versetzt, man hat sie nie wieder gesehen.“ Ein anderes Erlebnis mit den Amerikanern war allerdings positiver: „Ich stand an der Ecke zur Passauer Straße, da kam auf einem fahrbaren Brett ein doppelt Beinamputierter mit nur einem Auge auf mich zu. Er bat um Hilfe. Der Kreuzer Sepp, mein Freund, war in der Nähe und konnte etwas Englisch. Er holte die Amerikaner, der Mann wurde sofort versorgt. Das ging mir sehr nahe.“

Am Bahnhof und im Huber-Eisenwarenlager (heute Gelände Mc Donalds) hatten die Amerikaner ein großes Nachschub- und Verpflegungsdepot eingerichtet. Die Versorgungstruppe war ausschließlich aus „Schwar-

zen“ zusammengesetzt. „Die Neger, wie wir sie damals allgemein genannt haben“, so Karl Bradl, „waren sehr kinderfreundlich und haben uns stets mit Südfrüchten, Schokolade und sonstigen Süßigkeiten versorgt. Einer sagte zu meiner Mutter einmal: ‚Wir Menschen 2. Klasse, auch ihr 2. Klasse‘ “. Wie bekannt, herrschte seinerzeit bei den US-Amerikanern noch ein starker Rassenhass. In Vilshofen waren in den ersten Monaten nach Kriegsende zeitweise an die 1800 bis 2000 Amis stationiert. Die meisten wurden ca. sechs Wochen nach dem Einmarsch wieder abgezogen. Karl Bradl meint selbst noch nach 60 Jahren etwas wehmütig: „Damit war die kurze Völlerei für uns Kinder wieder vorbei.“

Mit seiner „Registrierungskarte“ bewahrt er noch ein interessantes Besatzungsdokument auf. Am 15. Juni 1945 erhielten er und seine Schwester Maria von der amerikanischen Militärregierung eine Karte, mit der sie als Einwohner der Stadt Vilshofen registriert worden sind. U.a. steht in diesem Ausweis auch der Vermerk, dass es ihm strengstens verboten sei, sich von diesem Platz zu entfernen. Im Grunde genommen eine lächer-

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY		
TEMPORARY REGISTRATION	Permanent resident	Zeitweilige Registrierungskarte
Name <u>Bradl Karl</u>	Alter <u>8</u>	Geschlecht <u>männlich</u>
Ständige Adresse <u>Vilshofen, Passauerstr.9</u>	Beruf <u>ohne Beruf</u>	
letzte Adresse	Occupation	
Der Inhaber dieser Karte ist als Einwohner von der Stadt <u>Vilshofen</u> vorschriftsmäßig registriert und ist es ihm oder ihr strengstens verboten, sich von diesem Platz zu entfernen. Zuwiderhandlung dieser Maßnahme führt zu sofortigem Arrest. Der Inhaber dieses Scheines muß diesen Ausweis stets bei sich führen.		
The holder of this card is duly registered as a resident of the town of <u>Vilshofen</u> and is prohibited from leaving the place designated. Violation of this restriction lead to immediate arrest. Registrant will at all times have this paper on his person.		
Legitimation Number	Signature of holder	Signature of Issuing Officer
		<u>John James ...</u>
		15. Juni 1945
(This is not an identity document and allows no privileges.)		

Registrierungskarte von Karl Bradl (Quelle: Sammlung Karl Bradl)

liche amtliche Anordnung, denn acht- oder zehnjährige Kinder konnten in diesen Wirren der Nachkriegszeit sowieso nirgends hinfahren.

Karl Bradl denkt zurück und sagt: „Die Nachkriegsjahre waren überhaupt nicht einfach für die Menschen damals. Wie armselig waren wir Schüler allein z.B. mit Schreibzeug ausgestattet. Im Jahre 1946 mussten in einer Klasse bis zu 80 Kinder unterrichtet werden. Wir saßen in einer Bank sogar zu dritt. Ja, und dann gab es noch die Schulspeisung, meist Mehlpapp mit Rosinen.“

Er meint schließlich: „Und trotzdem waren wir zufrieden. Um mit dieser schlechten Zeit zurechtzukommen, musste jeder viel improvisieren. Diese Lebensweise hat uns aber schon in jungen Jahren geprägt und zu selbständigen und anpackenden Menschen erzogen.“

Quelle:

Maier, Ludwig, Meine Heimat an Donau, Vils und Wolfach, Geschichte und Geschichten von Vilshofen und Umgebung, Verlag Donaudruck GmbH, Vilshofen, 2011

Mit der Kapitulation zum King von Vilshofen

von Maria Gschwendtner

Als Amerikaner hat er sich eigentlich nie gefühlt und seine amerikanische Staatsbürgerschaft wurde Willi Spindler während seiner Kinder- und Jugendzeit in Vilshofen eher als Makel gedeutet. Das änderte sich schlagartig, als am 1. Mai 1945 die Amerikaner in Vilshofen einrückten. Ein unglaublicher Zufall machte den knapp 18jährigen „Bill“ für einige Wochen zum Vertrauten der Besatzungstruppe und damit zu einem kleinen „King von Vilshofen“.

Spindler Bill, so nennen ihn heute noch manche Freunde mit der amerikanischen Version seines Vornamens. Diese Gewohnheit hat einen Grund: Willi Spindler wird nämlich am 5. September 1927 als „Bill“ in der amerikanischen Stadt Pittsburgh geboren und ist damit automatisch amerikanischer Staatsbürger. Seine Mutter Frieda stammt aus Vilshofen und ist nach Amerika ausgewandert.

Das „Kind der Liebe“ lernt seinen leiblichen Vater niemals kennen und muss sich in den ersten Lebensjahren eher ungeliebt fühlen. Noch keine drei Jahre alt, bringt ihn die Mutter in die alte Heimat. Auf dem Schiff erhält sie die Nachricht, dass ihre Mutter, die sie in Vilshofen besuchen will, mittlerweile gestorben ist. Kurzerhand lässt sie den kleinen Bill in einem Münchener Waisenhaus zurück, als sie wieder nach Amerika fährt. Drei Jahre später holt ihn Großvater Spindler, inzwischen erneut verheiratet, zu sich nach Vilshofen. Der kleine, schwächliche Bill – Willi hat es auch hier nicht leicht, sich unter seinen Schulfreunden zu behaupten. Zwar wird er ins Jungvolk und später auch in die Hitlerjugend

aufgenommen, öfter aber muss er sich als „Saujud“ beschimpfen lassen. Neben und nach der Schule hilft er seinen Großeltern, die in der Schweiklberger Straße einen kleinen Betrieb für Gemüseanbau besitzen und ihre Erzeugnisse auf dem Wochenmarkt verkaufen.

Seine amerikanische Geburtsurkunde bewahrt ihn nicht vor der Einberufung. Am 2. April soll er sich in Schleißheim bei München melden. Auf dem Weg zum Bahnhof muss er aber vor einem Tieffliegerangriff auf Osterhofen in Deckung gehen und versäumt deshalb seinen Zug. Also marschiert er wieder heim und versteckt sich zunächst im Haus, um das absehbare Ende des Krieges abzuwarten.

Unglücklicherweise wird er von einem Nachbarn, der als Hilfspolizist gefürchtet ist, gesehen. Um Ärger zu vermeiden, meldet er sich freiwillig beim örtlichen Volkssturm, der von dem später erschossenen Volkssturmführer Schedlbauer geleitet wird. Sein „Dienst für die Heimat“ besteht vor allem aus dem Bau der Panzersperren vor Albersdorf, bei Waizenbach und unmittelbar an der Vilsbrücke beim Café Windhager. Die Aktivitäten des Volkssturmes enden, nachdem die Donaubrücke gesprengt ist.

Am 1. Mai 1945 ist die Schreibstube des Volkssturmes im Gebäude der heutigen Polizeistation verlassen. Auf seinem Weg dorthin hat Willi Spindler beobachtet, dass ein SS-Trupp aus dem Kloster Schweiklberg im Herzog-Haus ganz in der Nähe seines Hauses einen Maschinengewehrstand aufbaut.



„Spindler Bill“ als 16jähriger Bursche ...



... und in späteren Jahren (Foto: Scan aus SB 02, 1996)

Gerüchte kursieren in der Stadt. Einem davon geht Willi Spindler nach und beobachtet, wie tatsächlich die drei Magazine in Linda geplündert werden. Auf Karren und Anhängern schaffen die Leute alles davon, was sie erbeuten können: Zelte, Maschinenteile, aber auch Waffen.

Auf dem Heimweg von dort muss sich Willi Spindler vor den ersten Tieffliegern in Sicherheit bringen. Von der Vilsbrücke her ist Lärm zu hören. Geistesgegenwärtig zieht Willi Spindler seinen SA-Mantel aus, wirft ihn weg und steckt sich ein amerikanisch aussehendes Abzeichen an, das ihm seine Mutter einmal geschickt hat. Seine Geburtsurkunde hat er vorsichtshalber mitgenommen und in der Brusttasche seiner Jacke gut verwahrt. Gerade als er auf dem Stadtplatz ankommt, jagen drei amerikanische Jeeps durch den Stadtturm und jeder von ihnen

hält vor einer der drei Personen, die auf dem Stadtplatz stehen: Der Besitzer der Bäckerei Geiger, Stadtpfarrer Boeckl und Willi Spindler.

Die Befehle kommen kurz in gebrochenem Deutsch: „Hands up – Paß“. Als Willi Spindler seine Geburtsurkunde aus der Tasche holen will, gibt ihm der amerikanische Offizier eine kräftige Ohrfeige. Ungläubiges Erstaunen dann, als er die Geburtsurkunde in Händen hat und den Geburtsort liest: „Wo Du geboren?“ In dieser Minute, so Willi Spindler, habe er „den Krieg gewonnen“. Die amerikanischen Soldaten fragen ihn, wo denn seine Eltern heute wohnen. In Brooklyn. Das macht sie noch zugänglicher.

Währenddessen hat der Huber-Bräu in seiner Eigenschaft als 2. Bürgermeister der Stadt die weiße Fahne

aus dem Brauereigebäude am Stadtplatz gehängt und die Stadt offiziell übergeben.

Die Besatzung des Jeeps vor Willi Spindler packt ihn kurzerhand und lädt ihn auf. Sie will ihn nach Hause bringen. Schnell warnt er sie vor dem SS-Maschinenstand, den er am Vormittag gesehen hat. Aber die Amerikaner lassen sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen und wollen ihn direkt daran vorbei nach Hause fahren. Aus Angst vor den SS-Männern macht sich Willi Spindler auf dem Jeep buchstäblich in die Hose.

Aber es passiert überhaupt nichts. Die SS-Mannschaft hat die Stellung längst geräumt und sie gelangen ohne Zwischenfall ins Haus des Großvaters. Dort steht ein Foto der Mutter auf dem Schrank. Noch bevor sie es den Amerikanern zeigen können, hat es ein Offizier schon gesehen und ruft erstaunt: „My God – Frieda!“

Er hat seine Nachbarin in Brooklyn sofort auf dem Foto erkannt. Das Erstaunen ist auf beiden Seiten gleichermaßen groß. Für Willi Spindler aber bedeutet es noch viel mehr. Zum ersten Mal gereicht ihm seine Mutter und seine Herkunft zu einem handfesten Vorteil. Denn das ist dem aufgeweckten und geschäftstüchtigen Burschen schnell klar: Mit dieser „Connection“ ist er der „King von Vilshofen“.

Die Bestätigung dafür holt er sich gleich am nächsten Tag. Die amerikanischen Truppen haben die Stadt

mittlerweile besetzt und richten in der Güterhalle am Bahnhof ihr Verpflegungslager ein. Dort ist auch Willi Spindler und trifft sich mit dem Nachbarn seiner Mutter. Bereitwillig verschafft der ihm einen Job inmitten dieses Schlaraffenlandes und gibt großzügig, was in dieser Zeit so begehrt ist: Seife, Bohnenkaffee und Zigaretten.

Ungefähr sechs Wochen ist die 1. Division in Vilshofen und Willi Spindler genießt jeden Tag seiner herausgehobenen Stellung. Zum Abschied schenkt ihm sein amerikanischer Freund, den er nur „Smarry“ nennt, einen Erinnerungsteller. Er trägt auf der Rückseite das Datum 17.6.1945. Der Tag, an dem der „King von Vilshofen“ wieder zu Willy Spindler wurde. Vielleicht nicht mehr ganz derselbe.

Die wenigen Wochen haben dem jungen Mann viel gegeben – und das beileibe nicht nur an materiellen Dingen.

Anmerkung:

Bei einem Raubüberfall wurde Bill Spindler 1997 in seiner Gastwirtschaft ermordet. [d. Hrsg.]

Quelle:

Vilshofener Jahrbücher, Sonderband 2, 50 Jahre Kriegsende, Erinnerungen an die letzten Monate des 2. Weltkrieges im Vilshofener Land, November 1996

Ein Schock: der erste schwarze Amerikaner

von Gesine Hirtler-Rieger / Toni Keil

Als die Amerikaner mit ihren Jeeps am 1. Mai durch das Vilshofener Stadttor hineinfuhren, standen Heli (14) und Erna (16) am Stadtplatz in der Menge, um nur ja nichts zu verpassen. Es herrschte angespannte Stille, erinnert sich Erna Maier (†). „Alle waren wir erleichtert, dass der Krieg vorbei war, aber wir hatten auch Angst, was jetzt passiert.“

An allen Fenstern hingen plötzlich weiße Fahnen, und Erna wunderte sich über den Geschäftsmann neben ihr, der als strammer Nazi bekannt war und nun den Soldaten begeistert zuwinkte. Und sie betrachtete staunend den dunkelhäutigen Afroamerikaner, der oben auf dem Jeep stand. „Ich war schockiert. Wir hatten ja noch nie so einen gesehen! Es gab keinen Fernseher, und weggekommen sind wir damals ja auch nicht“, sagt ihre Schwester Heli Schweikl.

Die Nacht zuvor hatten sie im Luftschutzkeller im Kloster Schweiklberg verbracht. Mit drei langen Heultönen hatten die Sirenen am 30. April „Feindalarm“ verkündet. Die Angst, noch in den letzten Kriegstagen ausgebombt zu werden, war groß. Also gingen die Schwestern mit der Mutter und den drei jüngeren Geschwistern hoch ins Kloster, wo ein Lazarett eingerichtet worden war und wo man sich einigermaßen sicher wähnte. Unten im Bunker saßen schon viele Menschen mit besorgten Gesichtern. Als abzusehen war, dass man auch noch die Nacht hier verbringen musste, wurden die beiden Schwestern noch einmal in den Ort hinunter zum Bäcker geschickt, um etwas zu essen zu besorgen. „Wir hatten ziemlich Angst und sind schnell losgerannt, über

Bäume geklettert, die als Panzersperren über die Straße gelegt worden sind, hinunter zum Bäcker und schnell wieder zurück“, erzählt Heli Schweikl.

Als die Amerikaner da waren, wich die Furcht ganz langsam. Es gab Hausdurchsuchungen, aber die Mädchen erlebten die Fremden als freundlich. „Mr. Louis war der Boss der Militärregierung – der war ziemlich füllig“, sagt Heli Schweikl. Sie erinnert sich auch noch daran, wie ein Mann in der Oberen Vorstadt von dem Amis aus dem Haus geholt wurde. Vier Soldaten mit Maschinengewehren führten ihn ab, schafften ihn auf einen Jeep und brachten ihn vermutlich nach Natternberg ins Kriegsgefangenenlager. „Sie haben ihn geschlagen.“ Auch an das blutunterlaufene Gesicht von Hans Schedlbauer, der von den Soldaten übel zugerichtet und abgeführt wurde, erinnern sie sich. „Das war nach der Maiandacht, er sah schrecklich aus.“

Die Mädchen hielten sich von den Soldaten fern, wie die Mutter es ihnen befahl. Aber zu gerne wären sie auch einmal auf die Volksfestwiese gegangen, wo die Amerikaner eine Art Bühne aufgebaut hatten, auf der musiziert wurde. Das hörte man bis in die Vilsvorstadt, wo die Familie wohnte. „Aber allein schon wegen der Ausgangssperre, die jeden Abend verhängt worden war, konnten wir nicht dorthin.“ sagt Heli Schweikl.

Stattdessen ging man zum Rosenkranzgebet, das Stadtpfarrer Dr. Carl Boeckl zu Beginn des Krieges eingeführt hatte, damit Gott die Stadt vor dem Bombardement verschonen möge und das später als Danksagung

gesprachen wurde. Dieses Rosenkranzgebet gibt es übrigens heute noch, wenn auch der ursprüngliche Anlass in den Hintergrund getreten ist.



Erna Maier (†) und Heli Schweickl (rechts) standen am Stadtplatz, als die Amerikaner einmarschierten. (Foto: G. Hirtler-Rieger)

Amis auf dem Sechssessel

Kurz nach dem Einmarsch der Amis in Vilshofen kamen GIs auch auf den Sechssessel. Dabei erging es Karola Häringer, einer Enkelin der Großeltern Dengler, ähnlich wie den Schwestern Heli und Erna. Erstmals in ihrem Leben sah die damals fünfjährige einen dunkelhäutigen Menschen und rannte schreiend davon, um sich zu verstecken. Sie hatte ja gar nicht gewusst, dass es auch Menschen mit anderer Hautfarbe gab. Die Reaktion der kleinen Karola löste aber auch bei ihrem Gegenüber eine große Erschrockenheit aus, wie sich die heute 80-jährige erinnern kann. Es blieb aber nicht bei

der einzigen Begegnung der beiden. In der Folge kamen immer wieder amerikanische Soldaten auf den Sechssessel, nicht zuletzt, weil Großmutter Dengler den Soldaten immer eine gute bayerische Brotzeit zubereitete. Auch der dunkelhäutige Soldat, der eine Tochter gleichen Alters hatte, war öfter dabei und brachte seiner kleinen „Freundin“ jedes Mal eine Banane mit – die ersten, die sie in ihrem Leben gesehen und gegessen hatte. So wartete sie fast jeden Tag, dass wieder Besuch von den Fremden kommen möge.



Der „Sechssessel“ in den 50er Jahren (Foto: Sammlung T. Keil)

Quellen:

VA, 1. Mai 2015, Nr. 100, S. 18 - Gesine Hirtler-Rieger/PNP
Interview mit Karola Häringer, 27. Januar 2020

Den Amerikanern verdankt er sein Leben

von Helmuth Rucker

Der Krieg war vorbei. Doch für Rudolf Sperlein und seinen Freund Sepp K. sollte der Tag des Schreckens noch kommen. Am 28. Mai 1945 zogen sich die beiden beim Spielen schwere Brandverletzungen zu. „Dass ich am Leben bin, das verdanke ich den Amerikanern“, sagt Rudolf Sperlein, der heute in Sandbach lebt, voller Überzeugung und Dankbarkeit.



Rudolf Sperlein mit seiner Familie: Die drei Brüder waren wesentlich älter.“ (Foto: R. Sperlein)

„Es war ein schöner, warmer Sommertag“, erinnert sich Sperlein. Da war was los in der Aidenbacher Straße und in der Wolferstetter Wiese. Wir waren so acht bis zehn Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren. Ich gehörte zu den jüngsten. Wir spielten Räuber und Schandi in der der damals unbebauten Wolferstetter Wiese.

Eigentlich habe man schon heimgehen wollte, da lockte Sepp K. die Buben: „Kommt, ich hab’ was.“ Die Buben gingen in ein Baugenossenschaftshaus in der Nähe der BayWa [heute Penny, d. Hrsg]. Sepp, neun Jahre alt, ging kurz ins Haus und kam mit einem Einmachglas Flüssigkeit zurück. Niemand von uns wusste, dass es sich um Benzin handelte. Wir standen um den Sepp herum, er in der Mitte. Er nahm ein Bündel Heu zündete es an und goss den Inhalt des Glases in die Flamme.

Rudolf Sperlein kann sich an die Szene noch genau erinnern. Es gab eine riesige Stichflamme. Sepp erschrak natürlich sehr, seine Kleidung fing Feuer. Reflexartig wollte er das Feuer-Glas wegwerfen. Er warf es über die Schulter. Ich hatte das Pech, genau hinter ihm zu stehen und bekam die brennende Flüssigkeit mitten ins Gesicht. Alle Kinder schrien und rannten in Panik davon. Sepp und ich brannten. Auch wir liefen, was die Flammen nur noch mehr entfachte. Wir schrien: „Mama, Mama!“

Viele Amerikaner waren seinerzeit im alten E-Werk stationiert, gegenüber hatten sie ihr Lazarett (heute betreutes Wohnen). Dort brachten sie die beiden Buben hin, zogen ihnen die Hemden aus, wuschen die Wunden aus und verbanden die Gesichter. Wir „sahen aus wie Gespenster, haben uns später unsere Eltern und Geschwister erzählt. Die amerikanischen Soldaten kamen jeden Tag zu uns nach Hause, holten uns mit dem Jeep ab und fuhren uns ins Krankenhaus Vilshofen. Damals war Dr. Schnabelmeier Chefarzt“, erinnert sich Rudolf Sperlein.

Vier Wochen nach Kriegsende gab es keine Brandsalben und kein Schmerzmittel. Die Amerikaner brachten stets Brandsalben mit und machten deutlich, dass sie nur für die beiden Buben bestimmt waren. Sperlein: „Der Chefarzt meinte, dass wir wohl keine Überlebenschance hätten bei Verbrennungen 2. und 3. Grades. Doch die Amerikaner haben uns nicht aufgegeben. Sie gaben meinem Vater Zigaretten, der Mutter Orangen, Bananen und Schokolade sowie Waschmittel, damit sie die Binden waschen konnte. Sogar meine Hände waren verbrannt, weil ich sie schützend vor meine Augen gehalten hatte. Ich war total verbunden. Bei jedem Verbandswechsel kam eine Tasse voller Eiter zusammen. Später zog mir mein Bruder Karl die Brandblasen von

den Fingern – die Fingernägel gingen gleich mit. Die Amerikaner kümmerten sich rührend um uns beide verletzte Buben. Heute weiß ich, dass das Benzin von den Amerikanern stammte. Sie hatten oft leere Kanister herumstehen lassen und der Sepp hat die Reste in einem Glas gesammelt!

Rudolf Sperlein ist sich sicher: „Den Amerikanern verdanke ich mein Leben. Vergessen werde ich den Unfall nie, denn ich bin heute noch gezeichnet von den Brandnarben im Gesicht. Ich habe ein deformiertes rechtes Ohr. Aber ich lebe!“

Quelle:

VA, Nr. 120, S. 23 vom 23. Mai 2015

Abkürzungen

ABP	Archiv Bistum Passau
Deka	Dekanatsarchiv
OA	Ordinariatsarchiv
Pg	Parteigenosse
PNP	Passauer Neue Presse
StALa	Staatsarchiv Landshut
StAV	Stadtarchiv Vilshofen
VA	Vilshofener Anzeiger

Autorenverzeichnis

Bauer Wolfgang (Vilshofen), Drasch Rudolf (Vilshofen), Färber Dietram, Pater († 2004), Fuchs Walter (Ortenburg), Fuller Anton († 1996), Habermann Franz (Passau), Hirtler-Rieger Gesine (Vilshofen), Gschwendtner Maria (Vilshofen), Keil Toni (Vilshofen), Kugler Peter (†), Maier Ludwig (Vilshofen), Pfaffinger Joseph K. (Mainburg), Rose Klaus, Dr. phil. (Vilshofen), Rücker Helmuth (Vilshofen), Schreiegg Anton (†), Schwarzmeier Manfred, Dr. (Vilshofen), Weiß Wolfgang, Prof. Dr. († 2019), Wurster Herbert, Dr. (Vilshofen/Sandbach), Ziegler Ronald (Passau)

Abbildungsnachweis

Archiv Bistum Passau, Seiten 59, 66
Bauer Wolfgang, Seite 30
Bradl Karl, Seiten 69, 91, 100, 101, 102
Bundesarchiv, Seite 94
Drasch Rudolf, Seite 52
Familie Knödl, Seiten 79, 82
Fischl Hans, Seite 34
Fuchs Walter, Seiten 72, 73, 74, 78
Gemeindearchiv Aidenbach, Seite 85

Habermann Franz, Seiten 15, 16, 29, 42
Hirtler-Rieger Gesine, Seite 108
Internet: xxcorps.com, Seite 58
Internet: Nationalmuseum.af.mil, Seite 19
Keil Toni, Seiten 10, 68, 91, 108
PNP Heimatglocken, Seite 7
Rosmus Anna, Seiten 26, 63
Raithmeier, Seite 88
Scan aus Sonderband 2, 1996, Seiten 23, 38, 39, 56, 87, 97, 98, 105
Sperlein Rudolf, Seite 109
Stadtarchiv Vilshofen, Seiten 13, 21, 22, 24, 26, 28, 29, 32, 36, 54
Staatsarchiv Landshut, Seite 49
Voggenreiter Werner, Seite 14
Wieninger Franz, Seite 68
Ziegler Ronald, Seiten 50, 93

Abbildungen Titelseite:

Panoramaaufnahme von Vilshofen mit aufgehender „Hakenkreuzsonne“; Sammlung Raithmeier
Zerstörte Donaubrücke; Rosmus Anna, Vallhalla Finale, S. 270
US-Panzer in Vilshofen an der Aidenbacher Straße, StAV
Flüchtlingslager an der Donau im Westen von Vilshofen, Rosmus Anna, Vallhalla Finale, S. 271

